
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Dezember 12/2002

Aus dem Inhalt

Ernst Pulsfort Vom Wert des Geringen	353
Jürgen Werbick Gott spricht: Mythos oder Faktum?	355
Michael Bongardt Des Antisemitismus traurige Urständ	361
Gudrun Schmitz Wie kann ich Papst werden?	366
Manfred Deselaers Versöhnung am Rande von Auschwitz	370
Heiner Koch Die Gestaltung des Lebensraums als Chance für die Kirche	373
Leserbrief	381
Literaturdienst: Paul M. Zulehner/Anna Hennersperger: „Sie gehen und werden nicht matt“ Paul M. Zulehner: Priester im Modernisierungsstress Sebastian Ristow: Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom Gisbert Greshake: Spiritualität der Wüste	382

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfr. Dr. Ernst Pulsfort, Katholische Akademie in Berlin e.V.,
Hannoversche Str. 5, 10115 Berlin | Prof. Dr. Jürgen
Werbick, Eckelskamp 3, 48501 Nottuln | Prof. Dr. Michael
Bongardt, Willmannsdamm 7, 10827 Berlin | Gudrun
Schmitz, Kiebitzstr. 22, 51427 Bergisch Gladbach | Pfr. Dr.
Manfred Deselaers, Centrum Dialogu i Modlitwy ul. M.
Kolbego 1, PL Oswiecim | Prälat Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Ernst Pulsfort

Vom Wert des Geringen

„Da zog auch Joseph hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids stammte“ (Lk 2,4).

Bethlehem, das hat für Lukas und seine Zeitgenossen erst einmal gar nichts zu tun mit jener Gefühlswelt, die wir Christen mit dem Weihnachtsfest verbinden. Bethlehem, das ist für jeden Juden zuerst die Stadt Davids. Sie ist die Heimatstadt des größten aller israelitischen Könige. Bethlehem weckt die Erinnerung an den Glanz eines vergangenen israelitischen Großreiches, dessen Grenzen vom Sinai bis weit nach Syrien reichten. Bethlehem ruft die Hoffnung auf die Wiedererrichtung eines freien und starken Israel und einen mächtigen jungen König wach. Es erweckt die Erinnerung an den Gesalbten des Herrn, auf dem der machtvolle Arm Gottes ruht, die Erinnerung an den Fürsten, der – wie der Prophet Micha sagt – das Volk Assur, den Unterdrücker Israels, mit dem Schwert weidet, der wie ein reißen der Löwe unter den Nationen wütet (vgl. Mich 5,1.5).

Bethlehem, das ist die Stadt, in der der Ruhm und der politische Aufstieg eines kleinen Volkes begann, bevor es zwischen den damaligen Weltmächten Ägypten und Assur zerrieben wurde. Auf Bethlehem baut sich die Idee der Wiedererrichtung eines politischen Großreiches Israel auf. Nur so lässt sich verstehen, wenn der König Herodes zittert, als die drei Weisen aus dem Morgenland kommen, um dem neugeborenen König der Juden zu huldigen. Es geht ganz eindeutig um die Frage nach der Macht im Land.

Was hat das Kind von Bethlehem, das zuerst den Hirten und nicht den Mächtigen dieser Welt erscheint, – das Kind, in dem Gott Mensch wird und sich der Ohnmacht und Hilflosigkeit aussetzt, – was

hat dieses Kind mit der politisch gefärbten Hoffnung auf einen kommenden mächtigen König zu tun? Und die Frage geht weiter: Warum legen die Evangelien *überhaupt* Wert darauf, dass Jesus als Spross Davids in Bethlehem geboren ist? Bringt man Jesus und seine Botschaft damit nicht zu sehr mit Politik in Verbindung? Wird seine Botschaft dadurch nicht sogar verfälscht anstatt offenbart? Warum also hat man seine Geburt nicht ganz einfach in Nazareth geschehen lassen und dazu gesagt: Hier in Nazareth, weitab von den Schauplätzen der Politik, fängt Gott ein völlig neues Kapitel in der Geschichte mit seinem Volk an? Warum sagt man nicht: Bethlehem und die damit verbundene Hoffnung auf ein neues starkes Großreich Israel ist überholt; Gott hat mit den Mächtigen dieser Welt nichts im Sinn; er hat nichts gemein mit der Erwartung eines politisch glanzvollen Messias-Königs?

Hier stehen sich Nazareth und Bethlehem gegenüber: Auf der einen Seite Jesus der Nazarener, von dem die Leute sagen werden: „Was kann aus Nazareth schon Gutes kommen?“, und dort Jesus als der König und Sohn Davids, vor dem die Könige der Welt sich verneigen. Diese Spannung zwischen Bethlehem und Nazareth hat nicht nur eine Bedeutung für die Theologen, sondern auch für unsere eigene Tradition und Geschichte. Denn der Bericht von der Geburt Jesu in Bethlehem ist doppelwertig, glorreich und belastend zugleich. Wird durch das Königtum, das von diesem Kind ausgesagt wird, nicht sein eigentlicher Charakter verhüllt? Verzerrt und entstellen nicht menschliche Traditionen und Strukturen irdischer Macht das Eigentliche der gesamten frohen Botschaft? Und: Hat es da *überhaupt* noch einen Wert, der Geschichte von

Bethlehem und der Krippe einen Sinn abgewinnen zu wollen? Sollten wir nicht statt dessen mehr das radikal Neue, das Überraschende und auch Ärgerniserregende des Handelns Gottes bekennen – Gott, niedergekommen in einem Stall? Ist es da noch recht, ständig die Geburt des Kindes im Elend zu harmonisieren mit unserer Weihnachtstradition, unseren süßlichen Liedern und Zuckergusstexten? Müssen wir nicht deutlicher und nüchterner über die Geburt Jesu sprechen?

Es gibt eine Geschichte im Alten Testament, die zeigt, dass das so einfach nicht möglich ist. Es ist die Geschichte von der Berufung des jungen David zum König von Israel (vgl. 1 Sam 16,1-13). In dieser Erzählung wird deutlich, dass die Hoffnung auf einen neuen König, der ebenso mächtig ist wie David, eben nicht dem Kind in der Krippe entgegenzustellen ist als der große Widerspruch nach dem Motto: Hier die Hoffnung auf Erneuerung irdischer Macht – dort das Ärgernis eines Gottes in Schwachheit. – Auch in der Erwählungsgeschichte Davids wird erzählt, wie der geringste unter den Brüdern ausgewählt wird: das Niedrige, der Hirte, der kleine David, der gerade die Ziegen weidet. Auch hier liegt Erwählung durch Gott absolut quer zu aller menschlichen Berechnung.

Das ist die Bethlehemstradition, die Davidstradition, in der das Jesuskind von Lukas vorgestellt wird. Lukas will damit sagen: Im Grunde hat Gott in der Geschichte der Welt und des Volkes Israel immer so gehandelt, dass er das Letzte, das, was in den Augen der Menschen nichts gilt, erwählt hat. Gott verherrlicht sich im Geringgeachteten. Darin zeigt sich seine Majestät, über die die weltliche Macht nur töricht lachen kann oder vor der sie betroffen in die Knie gehen muss.

Liebe Leserinnen und Leser,

ob christlich-islamischer Dialog oder Eine-Welt-Religion, ob Verhältnis von Glaube und Vernunft oder Möglichkeit des Redens von Gott – im Hintergrund steht immer die zu klärende Frage: Was meinen wir eigentlich, wenn wir „Offenbarung“ sagen? Wie lässt sich heute davon sprechen, dass „Gott spricht“? Dazu die Ausführungen von **Prof. Dr. Jürgen Werbeck**, Professor für Fundamentale-Theologie an der Universität Münster.

Ein heikles Thema unserer Zeit sind die immer wieder mal in Gesprächen – auch im kirchlichen Raum – aufblitzenden antisemitischen Äußerungen. Wie soll man mit ihnen umgehen? Dazu äußert sich **Prof. Dr. Michael Bongardt**, Professor für Systematische Theologie an der FU Berlin, auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen als Leiter des theologischen Studienjahres in Jerusalem.

Eindrücke vom Stand „Berufe der Kirche“ auf der ansonsten eher weltlichen Einstieg Abi-Messe in Köln-Deutz schildert **Gudrun Schmitz**, Pastoralreferentin und Referentin an der Diözesanstelle „Berufe der Kirche“ im Erzbistum Köln.

Dass Glaube und Politik sich nicht voneinander trennen lassen, zeigt auch der Beitrag von **Dr. Manfred Deselaers**, der als deutscher Priester des Bistums Aachen im polnischen Oswiecim (Auschwitz) im Zentrum für Dialog und Gebet mitarbeitet.

Darüber, wie aus dem einen Lebensraum im heutigen Erleben der Menschen eine Vielzahl von Lebensräumen geworden sind, die nicht nur als Schwierigkeit, sondern im positiven Sinn als Chance und Herausforderung zu differenziertem Handeln zu verstehen sind, macht sich **Prälat Dr. Heiner Koch**, Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Generalvikariat Köln, Gedanken.

Zum Schluss wünsche ich Ihnen unter Hinweis auf den am Heftende abgedruckten Text zur Menschwerdung Gottes von Markus Roentgen ein gesegnetes, die göttliche Liebe neu aufleuchten lassendes Weihnachtsfest

Ihr



Gott spricht: Mythos oder Faktum?

1. Warum Menschen davon sprechen, dass Gott spricht

Das Christentum versteht sich ganz selbstverständlich als Offenbarungsglaube, als Glauben daran, dass Gott in geschichtlichen Ereignissen bzw. Ereignissequenzen gehandelt und sich mitgeteilt hat. Aber es ist alles andere als selbstverständlich, was damit gesagt ist oder wie man sich vorzustellen hat, dass Gott spricht und handelt. Für viele Zeitgenossen ist es fast schon ausgemacht, dass von Gottes Sprechen und Handeln nur in einem Sprachspiel die Rede sein kann, das seit der durchgreifenden „Entzauberung“ unserer Welt und der Rationalisierung unseres Weltverhältnisses¹ der Vergangenheit angehört. Wir handeln in der Welt und erklären uns Weltzusammenhänge unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass uns keine übermenschlichen Mächte begegnen, sondern nur menschliche Handlungszusammenhänge oder Umstände, auf die menschliches Handeln sich bezieht, um sie anzueignen, zu transformieren und „das Beste daraus zu machen“.

Entspringen nicht auch geschichtliche Offenbarungsansprüche menschlich-allzumenschlichen Handlungsstrategien? Religionsgeschichtliche oder religionssoziologische Untersuchungen registrieren zwar genau, wie in religiösen Überlieferungen von Offenbarung bzw. ursprünglicher von Offenbarungen im Plural die Rede ist. Aber an die Stelle der „naiven“ Frage, ob zu Recht davon geredet wird, tritt die ganz andere, was Menschen oder soziale Systeme damit erreichen wollen bzw. davon haben, dass bestimmte

geschichtliche Phänomene als Gottesoffenbarung ausgegeben werden und was es unter den jeweiligen historischen Bedingungen des Verstehens bedeutet hat, eine „Botschaft“ als Gottes Wort zu verkünden. Lassen sich hier nicht deutlich Strategien der Bedeutsamkeitssteigerung bis hin zur Tabuisierung bestimmter Wertsetzungen oder Einschätzungen erkennen? Der Prophet verkündigte als Wort Gottes, was unbedingt gelten und von den Hörern nicht in Frage gestellt werden soll; er griff zu einem im gegebenen Kontext höchst effektiven Legitimationsverfahren.² Er musste sich selbst freilich dadurch legitimieren, dass „seine“ Gottesoffenbarung die Situation tatsächlich richtig deutete und sich in der Zukunft bewährte – was oft nicht gelang und dann zur Delegitimierung des angeblichen Propheten führte. Sind Gottes-Worte nur geschichtlich folgenreiche Versuche, sich in einer religiösen Überlieferung mit der eigenen Botschaft erfolgreich zu positionieren und für das angebliche Gotteswort Gehorsam zu finden? Ist die Beilegung der Offenbarungsqualität nur ein Verfahren, Normen und Verhältnisse der Kontingenz und der Diskussion zu entziehen („Sie sind so, wie sie von Gott her sein müssen und deshalb unverhandelbar“)?

Religionsgeschichte und Religionssoziologie wollen nicht geradewegs ausschließen, dass man mit dem Anspruch, Gottes Wort zu verkünden und deshalb undiskutierbar Recht zu haben, Recht haben kann. Aber sie beschreiben nur die Strategien, die im einen Fall zum Erfolg führten, in anderen Fällen aber nicht; und sie analysieren die Umstände, die den Erfolg oder den Misserfolg jeweils begünstigten. Ist damit alles gesagt? Ist die Offenbarungs-Behauptung nichts anderes als ein erfolgreiches Verfahren, Bedeutsamkeit, ja Unwidersprechlichkeit zu erzeugen?

2. Warum die Kirche davon spricht, dass Gott gesprochen hat

Man kann über alles funktionalistisch reden. Gäbe es die sozialen Funktionen von

Offenbarungsansprüchen nicht, so wären sie kein sozialer Faktor in einer gemeinschaftlichen Lebens- und Glaubenswelt; so hätte der Gehorsam gegenüber Offenbarungsbehauptungen keine Auswirkungen im sozialen Feld. Um solche Auswirkungen ging es der Kirche durchaus, wenn sie von Offenbarung sprach und – so auf dem 1. Vatikanischen Konzil – den Sinn von Offenbarung gegen die Unterstellung verteidigen wollte, die Menschen bräuchten keine Gottesoffenbarung, um sich des entscheidend Menschlichen zu vergewissern oder sie bräuchten sie allenfalls vorübergehend, solange sie noch nicht gelernt hätten, sich ihrer autonomen Vernunft zu bedienen. Die Berufung auf Offenbarung hat hier die Funktion, die Menschen auf das hin auszurichten, was sie sich nicht selbst sagen können, für eine Nachricht, die sich auch durch noch so vernünftige Selbstreflexion nicht erlangen lässt. Die Kirche beharrte auf dem Offenbarungscharakter der christlichen Religion, weil sie zur Geltung bringen wollte, dass die Menschen nicht in der Schule der Philosophen erzogen, sondern durch göttliche Autorität geleitet werden und sich deshalb auch – so könnte man fortfahren – der von Gott verliehenen Autorität der Kirche – ihrer Amtsträger – unterwerfen sollen. Offenbarung ist genau das, was den Menschen mitgeteilt werden muss, weil sie es sich nicht selbst sagen können und sich von der Kirche in Gottes Auftrag auslegen lassen müssen.

Wer diese Funktionsbestimmung kirchenkritisch auswerten will, der kann davon sprechen, dass der Offenbarungsbegriff dazu eingesetzt wird, die Autoritätsansprüche des kirchlichen Lehramts gegen ihre Infragestellung durch eine kritisch-autonome Vernunft zu immunisieren. Hat er nicht nur diese Funktion? Das kirchliche Lehramt hat im 19. Jahrhundert dazu beigetragen, dass man auf diesen Gedanken kommen konnte, vielleicht sogar kommen musste. Es ging ihm zu einseitig um Abgrenzung gegen das Kriterienmonopol der menschlichen Vernunft, gegen einen „Rationalismus“, der nur das vernünftig Begründbare für verantwortlich hielt und jeden „Vernünftigen“ zum sou-

veränen Subjekt seiner Überzeugungen machen wollte.

Das Lehramt war indes durchaus der Auffassung, dass die menschliche Vernunft die Grenze ihrer angemessenen Allein-Maßstäblichkeit einsehen kann und anerkennen muss: da, wo ihr Gottes Allmacht und Autorität im wunderbaren Offenbarungsereignis unwiderlegbar begegnet und die Grenze ihres Erklärungsvermögens demonstriert; da, wo ihr im geschichtlichen Faktum widerfährt, was sie an sich für denkbar halten muss, aber oft genug leugnet: den welt- und naturüberlegenen Schöpfer und Vollender der Natur. Aber diese Nötigung zur Selbstbegrenzung hat nach dem 1. Vatikanum noch einen tiefer liegenden Grund, an dem deutlich wird, weshalb die autonome Vernunft vor der Offenbarung ihr Beurteilungsrecht verliert und schließlich nur darin ihren Sinn haben kann, dass sie sich vom Glauben als *intellectus fidei* in Dienst nehmen lässt. Gott offenbart, was die Vernunft gar nicht ableiten könnte: Gottes freie Entscheidung, die ganz und gar unverdiente Rettung des in Schuld geratenen Menschengeschlechts auf einem ganz bestimmten Weg zu erwirken und sie denen zu eröffnen, die an diesen Weg glauben und ihn selbst in Christenachfolge und kirchlichem Gehorsam beschreiten.³ Gott hat als Heils-Gesetzgeber gehandelt, dessen Gesetze aufgrund der ihm zukommenden Autorität Geltung erlangen und nicht wegen ihrer von menschlicher Vernunft beurteilbaren – und kritisierbaren – Wahrheit: *auctoritas, non veritas, facit legem*.⁴ Die Autorität des Gesetzgebers aber wird ausgeübt durch die richterliche Gewalt der kirchlichen Autorität, über die die Vernunft ebenfalls nicht zu urteilen hat.

Man mag die aufklärungskritische Zuspitzung des Gedankens einer übernatürlichen Offenbarung angesichts der Kritik an Offenbarung und kirchlicher Lehrautorität, wie sie für das intellektuelle Klima des 19. Jahrhunderts selbstverständlich schien, für unvermeidlich halten. Aber sie zeigt auch, wie wenig es theologisch bringt, nur defensiv zu reagieren. Man sieht der theologischen Abgrenzung eher das Nein an als das, wofür

sie selbst stehen und was sie bezeugen will. Darin liegt die Unfruchtbarkeit aller fundamentalistischer Optionen: Sie machen sich unangreifbar, indem sie jede Anfrage von vornherein ins Unrecht setzen; sie immunisieren sich gegen den Virus der Kritik, indem sie sich gesprächsunfähig machen. Und man kann ihnen nachsagen, dass ihre Thesen vor allem diese Funktion haben.

3. Offenbarungs-Fundamentalismus und Fundamentalismus der Kritik

Es gibt indes nicht nur einen Offenbarungs- und Autoritäts-Fundamentalismus, der sich gegen jede Kritik an seinen „Fundamenten“ immunisiert, sondern auch den Kritik-Fundamentalismus, der sich gegen den Selbstzweifel immunisiert. Man kann immer sagen, ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Theorie habe nur die Funktion, x durchzusetzen oder sich gegen y zur Wehr zu setzen; sie sei deshalb nichts anderes als ... Man wird immer mehr oder weniger gute Gründe und Indizien für diese funktionalistische Interpretation finden – für den Funktionalismus des Alltags wie für den theoretisch ausgearbeiteten Funktionalismus etwa der Systemtheorie. Auch der Kritik-Fundamentalismus läuft jedoch auf eine mehr oder weniger in sich abgeschlossene Selbstbestätigungsstrategie hinaus – und irgendwann auf eine Vergiftung des Gesprächsklimas. Der Alltags-Funktionalismus zeigt das zur Genüge: Wer immer nur den Verdacht im Nacken spürt: Das tust oder sagst du ja nur, um x zu erreichen oder dich gegen y zu verteidigen, der wird sich – auch wenn er sich gegen den Verdacht mit guten Gründen zu verteidigen meint – irgendwann nur noch ungerecht beurteilt fühlen und entsprechend reagieren. Er ist schlussendlich wehrlos gegen den Pauschalverdacht. Der Funktionalismus des Alltags ist so universal und absolut, wie der theoretisch elaborierte Funktionalismus. Aber produzieren sie beide nicht „eine enge Universalität, eine kleine, verkrampfte Ewigkeit“⁵⁷?

Wer an die Handlungen oder Mitteilungen anderer von vornherein die Erklärungsperspektive anlegt: „Das tust oder sagst du nur, um x zu erreichen oder y zu verhindern“, und es allein darauf abgesehen hat herauszubringen, wie x und y aufzulösen sind, der macht sich von vornherein unempfänglich für Botschaften oder Herausforderungen, die ihn selbst meinen und zur Stellungnahme herausfordern könnten. Es wird ihm nie um Wahrheit gehen, der er sich zu stellen hat, sondern immer nur um die Frage, was mit dem Geltendmachen eines Wahrheitsanspruchs in der Situation, in der er formuliert wurde, erreicht werden sollte. An dieser funktionalistischen Deutung ist nichts Illegitimes. Aber wer mit der Brille des Pragmatismus oder Funktionalismus in die Welt hineinschaut, dem begegnet sie mit Notwendigkeit als Pragmatismus, als geschlossener, in Regelkreisen sich vollziehender Funktionszusammenhang. Mit seiner Fokussierung auf das „Nichts anderes als ...“ ist er wahrnehmungsunfähig geworden für das ganz Andere, das die so erklärten Funktionszusammenhänge auch noch und womöglich in hochbedeutsamer Weise ausmachen könnte; wahrnehmungsunfähig für das, was man im weitesten Sinn „Offenbarung“ zu nennen hätte: Mitteilung, die im Entscheidenden um ihrer selbst willen geschieht – die deshalb als solche angenommen und beantwortet werden will; Mitteilung, die womöglich auch noch diese oder jene Funktion hat, aber vor allem als die Selbst-Mitteilung des sich Mitteilenden verstanden werden will: als Kundgabe dessen, was den Mitteilenden zuinnerst bewegt, wovon er sich in Anspruch nehmen lässt und wofür er die Adressaten seiner „Botschaft“ in Anspruch nehmen will.

Der Kritik-Fundamentalismus verfährt so, als sei von vornherein ausgemacht, dass die Nebenabsichten in einem Mitteilungs- oder Handlungszusammenhang das Entscheidende sind, weil sie das funktionslogische Nachvollziehbare sind und einer verstehbaren Strategie folgen. Er geht davon aus, dass nicht von Bedeutung ist, was in den funktionalistisch rekonstruierten Systemzusammen-

hängen nicht als bedeutsam vorkommen kann. In ihnen kann prinzipiell alles vorkommen. Aber kann es so vorkommen, wie es gemeint ist? Kann in funktionalistischer Rekonstruktion das Gemeintsein – die Intention – überhaupt noch auf das bewusste Intendieren des sich hier Äußernden zurückgeführt werden; oder versteht man hier den sich Äußernden und darin Sichselbst-mitteilen-Wollenden immer schon besser, als der sich selbst versteht – weil man besser als der sich Äußernde versteht, in welchen Funktionszusammenhängen er sich bewegen „muss“ und etwas erreichen „will“?

4. Selbst-Mitteilung?

Mitteilungen sind immer einbezogen in Funktionszusammenhänge und als „Züge“ in einem Sprach- und Handlungsspiel erklärbar, in dem nach bestimmten Regeln Vorteile erzielt werden und Nachteile in Kauf genommen werden müssen. Es können kreative Spielzüge sein, die zum Erfolg führen, oder ungeschickte, die zum Misserfolg verurteilen. Niemand fragt hier, was der Mitspieler uns mit seinem Zug mitteilen will. Er will gewinnen, sich durchsetzen, wenigstens diese Runde überstehen. Was sonst?

Darf man menschlichem Verhalten mehr zutrauen als strategisches Kalkül? Darf man ihm einen Mitteilungswillen zutrauen: den Willen mitzuteilen, was mich bewegt und herausfordert; den Willen, dich dafür zu gewinnen, nicht vorrangig deshalb, weil es Erfolg verspricht, sondern weil es gut ist und deshalb sein soll? Man mag das für eine besonders raffinierte Strategie halten. Aber ist man als kritischer Mensch dazu gezwungen? Oder zwingt uns dazu nur das absolut gesetzte Vorurteil, menschliches Verhalten könne gar nichts anderes sein als der Versuch, möglichst gut wegzukommen oder möglichst groß herauszukommen. Es kann – so die sicher gewagte Gegenthese zu dieser „engen Universalität“ (Chesterton) – noch etwas anderes sein: das Wunder eines freien menschlichen Handelns, das diesen Namen

erst verdienen würde; eines Handelns, das nichts anderes oder vor allem dies will: dich oder mich dafür gewinnen, dass der in diesem Handeln ausgedrückte gute Wille Wirklichkeit werde, weil er ein guter Wille ist.

Wer mit diesem Wunder rechnet, es zumindest nicht ausschließt, der hat auch Augen und Ohren dafür, dass dieser gute Wille ein hervor-gerufener ist; ein Wille, der bezeugt, was ihm selbst widerfuhr und geschenkt ist: der gute Geist, der das unwidersprechlich Gute je neu in Menschen hervorruft und sie dazu bewegt, ihm Raum und Gestalt zu geben. Das wäre das Wunder schlechthin: dass es nicht nur so kommt, wie es kommen muss und kommen kann, wenn man strategisch klug reagiert; dass es vielmehr so kommt, wie man es sich kaum zu erhoffen wagte: dass inmitten der Erfolgs- und Misserfolgsgeschichten ein guter Wille – ein guter Geist – greifbar wird; Gottes Geist, der mit diesem Menschen und mit mir das Gute anfängt; der mit uns anfängt, was nicht mehr aufhören soll anzufangen, Gottes Geist, der uns offenbart, wie Gottes guter Wille geschieht und uns in sein Geschehen hineinruft, damit er auch durch uns geschehe.

Dass mit Menschen und durch sie mehr geschieht, als aufgrund ihrer „Natur“ – der Möglichkeiten, die man ihrer Physis und ihrem Kalkül zutrauen darf – möglich erscheint, das ist das Wunder, in dem der sich offenbart, der dieses Mehr hervorruft. Dieser weite Sinn des theologischen Begriffs Offenbarung ist von der Theologie zu spezifizieren. Denn es muss ihr darum gehen zu bestimmen, wo Offenbarung so geschah bzw. geschieht, dass darin der gute Gottesgeist für die Gemeinschaft der Glaubenden und nach dem Glauben Suchenden identifizierbar und von Un-Geistern unterscheidbar wird, die eben nicht das unwidersprechlich Gute mit den Menschen anfangen. Für Juden und Christen ist die Bibel die Sammlung der normativen Zeugnisse vom Manifestwerden des Gottesgeistes, von Gottes Handeln an und durch Menschen, die sich seinem Geist öffneten, so dass Gottes Wille das unwidersprechlich Gute mit ihnen anfangen konnte.

Für die Christen ist Jesus von Nazaret der „treue Zeuge“ (Offb 1,5), dessen Leben von Gottes Geist in Besitz genommen, ja aus ihm „gezeugt“ war – und deshalb das Wunder eines Lebens für Gottes neben-absichtslosen guten Willen; eines Lebens, das diesen guten Willen gültig offenbaren und zugänglich machen konnte. An seiner Lebens- und Offenbarungspraxis prallt die funktionalistisch-pragmatische Interpretationsmaxime: „Das tat er nur, um x zu erreichen oder y zu verhindern“ einfach ab. Sie bleibt möglich, weil man jedes Wunder und jedes Zeugnis klein denken kann. Aber sie blamiert sich mit ihrer Kleinkariertheit vor dem, was sich den Menschen hier zu denken gibt; vor dem, was – wer – sie hier herausfordert und „ins Freie führen“ will (vgl. Ps 4,2). Hier geschah „quo maius nil fieri potest“, „worüber schlechterdings nichts Größeres geschehen kann“⁶; dass Gott im Leben eines Menschen sein Innerstes – sein „Herz“ – offenbarte und die Menschen bewegen wollte, sich von dem ergreifen zu lassen, was ihn selbst bewegte. Hier geschah, worüber Größeres gar nicht geschehen kann, weil Gott im Leben des treuen Zeugen Jesus von Nazaret seinen guten Willen geschehen ließ und sein göttliches Leben mit ihm teilte – in ihm austeilte; weil er dieses Menschenleben zur Wirklichkeit des unzerstörbaren, sich selbst verschenkenden göttlichen Lebens machte.

5. Der Offenbarer: Weg, Wahrheit, Leben (Joh 14,7)

Der Glaube nimmt dieses göttliche „Mehr“ wahr, Gottes Handeln, das überall da geschieht, wo Wunder geschehen: wo nicht nur geschieht, was man sich im pragmatisch-kleinen Horizont funktionalistischen Kalküls gut erklären kann; wo Gottes guter Wille geschieht und Menschen ergriffen werden, diesen guten Willen mitzuwollen. Aber trifft denn zu, was der Glaube behauptet? Oder ist die Behauptung einer Gottesoffenbarung doch nichts anderes als eine bloße Ausflucht aus der engen und verkrampten Universalität des funktionali-

stisch-pragmatistischen Kalküls, Ausgeburt des Bedürfnisses, aus dieser engen Universalität auszubrechen und „kein bloßer Pragmatiker zu sein“⁷?

Der Offenbarungsglaube traut der Inspiration, dass in Ereignissen, die man sich funktionalistisch erklären lassen, „mehr“ geschehen sein kann. Auch der Osterglaube der Jünger lässt sich nach der Maxime erklären: „Das alles ist nichts anderes als Selbstsuggestion angesichts des Scheiterns ihres Hoffnungsträgers“. Der Glaube sieht hier Gott am Werk und seinen guten Willen geschehen. Er nimmt dieses Geschehen als Verheißung dafür, dass dieser gute Wille sich „eschatologisch“ durchsetzen wird; und als Herausforderung, darauf zu setzen und alles dafür zu tun, dass er geschieht. Für die Glaubenden bezeugen diese Ereignisse nicht nur, dass Menschen aus einer verfahrenen oder hoffnungslosen Situation das Beste machen, sondern dass hier Gottes Herrschaft anfängt. Sie sprechen nach dem „Gehör“ und der Erfahrung der Erstzeugen dafür, dass Gottes Geist denen, die sich von ihm erreichen lassen, Gottes Zukunft zugänglich macht: ein Leben, das an der Weite und Güte der Gottesherrschaft Anteil gewinnt.

Diese Inspiration lässt sich nicht beweisen. Das, worüber Größeres nicht geschehen kann, lässt sich nie beweisen; man kann es immer klein reden und klein denken als Faktor in funktionalen Sprach-Handlungsspielen der Spannungsreduktion oder der Bedeutsamerzeugung. „Die Zeugen reden so, um ihren Glauben – ihre Zeugen-Identität – zu retten.“ Oder reden sie so, weil sich ihnen Gottes Wirklichkeit erschlossen und sie in eine Weite geführt hat, von der der Alltags-Pragmatismus und der theoretisch elaborierte Funktionalismus der Systemtheoretiker keine Ahnung haben? Darüber wird letztlich nur urteilen können, wer sich vom „treuen Zeugen“ und denen, die sein Zeugnis überlieferten, herausfordern lässt, in seinen Spuren den Weg ins göttliche Leben zu finden, den Weg der Wahrheit, die frei macht. Diese Wahrheit beweist sich dadurch, dass sie weiter ist als

die enge Universalität des Funktionalismus; dadurch, dass sie „mehr“ für möglich halten lässt als die Erklärungsraster des Alltagspragmatismus – und mehr möglich macht.

Macht man sich damit nur etwas vor – oder darf man vernünftigerweise auf dieses „Mehr“ setzen? Wer auf es setzt, der hält sich für das Wunder offen, der „rechnet damit“, dass ihm Größeres widerfährt und möglich wird als mehr oder weniger erfolgreiche Problemlösungen; der traut dem, wofür er sich offen hält, eine Botschaft zu: die Einladung und die Herausforderung, die Wirklichkeit unserer Lebenswelt in die Perspektive der jetzt beginnenden Gottesherrschaft zu rücken und von Gott zu erwarten, dass er das in und durch uns Begonnene vollenden wird. Wer sich dieser Herausforderung öffnet, der kann bezeugen, wie er dadurch in die „Freiheit der Kinder Gottes“ eingeführt wird und sich ihm das Leben als Raum der Freiheit erschließt – wie er der Wahrheit auf die Spur kommt, die ihm verbindlich wird, ohne ihm die Freiheit zum Leben zu nehmen.

Das Zeugnis für das Wunder, dass Gott mit Menschen seine gute Herrschaft anfängt, ist noch kein Argument. Aber die Glaubenden wissen sich herausgefordert, davon Rechenschaft zu geben, wie sie vom Wunder der Gottesoffenbarung zum Leben „erweckt“, in die Freiheit zum Leben eingeführt und von Gottes herausfordernder Wahrheit in Anspruch genommen sind. Sie werden zeigen, was ihnen durch dieses Wunder möglich geworden ist – und worauf sie deshalb ihre Hoffnung setzen. Nichtglaubende oder anderes Glaubende werden das vielleicht für eine Illusion halten. Aber sie werden sich ihrerseits der Frage stellen müssen, ob die Freiheit zum Leben, die ihnen im Zeugnis der biblisch Glaubenden begegnet, als lebens- und menschenfreundliche Wahrheit einleuchtet – oder ihren begründeten Widerspruch herausfordert. Darüber wäre mit möglichst guten Argumenten zu streiten; die Fundamentaltheologie versucht christlicherseits, diesen Streit diszipliniert auszutragen und zu zeigen, dass die Freiheit eröffnende Herausforderung der biblischen

Offenbarung auch der menschlichen Vernunft einleuchten kann. Gottes Offenbarung gibt zu denken, da sie offenbarend ist.⁸ Die in den Offenbarungsdokumenten bezeugten „Ereignisse der Befreiung öffnen und entdecken“ – dies auch für die philosophische Vernunft nachvollziehbar – „die wesenhaften Möglichkeiten meiner Freiheit und werden so für mich Wort Gottes“⁹. Sie entdecken an den facta, „worüber schlechterdings nichts Größeres geschehen kann“, jenen Weg in die Freiheit, auf dem sich das Leben in all seinen Dimensionen als gute Gabe wie als verheißungsvolle Aufgabe erschließt; sie entdecken, wie angesichts der vernünftigen Herausforderung, diesen Weg zu gehen, andere Optionen in die Irre führen, weil sie das endliche Menschenleben nicht vorbehaltlos und liebevoll genug würdigen.

Man kann „kleiner“ von dem sprechen, worüber nichts Größeres geschehen kann; man kann es klein sprechen, klein sehen. Vielleicht will man sich vor dem Risiko schützen, zu viel zu erwarten und enttäuscht zu werden. Aber setzt man sich damit nicht dem Risiko aus zu verkleinern und zu vereiteln, was in dem absolut Erstaunenswerten, „quo majus nil fieri potest“, die Welt der Menschen ergreifen und vom Klein-Denken und Klein-Reden heilen will?

Von dem Chassiden Baalschemtow überliefert Martin Buber den Spruch: „Wehe, die Welt ist voll gewaltiger Lichter und Geheimnisse, und der Mensch verstellt sie sich mit seiner kleinen Hand“.¹⁰ Die „kleine Hand“, der verkleinernde Blick, sie verstellen das Geheimnis und machen das Zeugnis klein, das von Gottes Offenbarungen spricht: „Das ist doch nichts anderes als ...!“ Es braucht den Mut, der Welt zuzutrauen, dass sie voll gewaltiger Lichter und Geheimnisse ist; und Gott zuzutrauen, dass er das „Geheimnis seines guten Willens“ (mysterium voluntatis suae) in dieser Welt aufscheinen und geschehen lässt¹¹: im treuen Zeugen Jesus von Nazaret; in den Zeugen und Zeuginnen seines guten Willens, wo immer sie – von Gottes Geist ergriffen – diesen guten Willen erfahren haben.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen ³1968, 594.
- ² Vgl. ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1956, 346–355, 570f., 1044.
- ³ Vgl. Denzinger-Hünemann: 3004–3020, 3041–3043.
- ⁴ So der bei Thomas Hobbes formulierte Grundsatz; vgl. Opera Philosophica, Bd. 3, Reprint der Ausgabe London 1841, Aalen 1966, 202.
- ⁵ So Gilbert Keith Chesterton: Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen (1908), dt. Frankfurt a. M. 2001, 48.
- ⁶ F.W.J. Schelling: Philosophie der Offenbarung. 2 Bde. Darmstadt 1974, Bd. 2, 27.
- ⁷ G. K. Chesterton: Orthodoxie, 79.
- ⁸ Vgl. P. Ricœur: Philosophische und theologische Hermeneutik, in: ders. – E. Jünger: Metapher. Zur Hermeneutik religiöser Sprache (Sonderheft „Evangelische Theologie“). München 1974, 24–45, 40.
- ⁹ Ebd., 44.
- ¹⁰ M. Buber: Die Erzählungen der Chassidim. Zürich 1949, 161.
- ¹¹ Die Offenbarungskonstitution Dei verbum des 2. Vatikanischen Konzils sieht darin das Wesen der Offenbarung: „Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun (vgl. Eph 1,9): dass die Menschen durch Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben und teilhaftig werden der göttlichen Natur (vgl. Eph 2, 18; 2 Petr 1,4)“ (DV 2).

Michael Bongardt

Des Antisemitismus traurige Urständ

Ein Versuch, den Anfängen zu
wehren

Jürgen Möllemann und Michel Friedman. Marcel Reich-Ranicki und Martin Walser. Die Debatte – oder soll man nicht doch besser sagen: die Schlammschlacht? – um die gegenseitigen Antisemitismus-Vorwürfe... Längst sind die Fluten der Elbe höher gestiegen als die Wellen der Empörung im Frühjahr dieses Jahres je schlugen. Längst haben die nicht selten sensationslüsternen Hochwasserreportagen die Meldungen über Bombenanschläge, Gegenangriffe und hilflose Friedensbemühungen, die es im Nahen Osten nach wie vor gibt, auf die hinteren Seiten der Zeitungen verbannt, aus Rundfunk und Fernsehen gar weitgehend vertrieben. Und wenn diese Zeilen im Pastoralblatt zu lesen sind, liegen die Bundestagswahlen schon in der Vergangenheit, suchen bereits neue Themen ihre Leser und Zuschauer.

Warum dann überhaupt noch einmal zurückkommen auf die Auseinandersetzungen, die vor Monaten die Talk-Shows, Feuilletons und Feierabendgespräche beschäftigten? Weil der Nahost-Konflikt, das lässt sich mit trauriger Gewissheit sagen, auch im Dezember nicht gelöst sein wird; weil noch immer und immer wieder Menschen jüdischen Glaubens in Deutschland Grund zur Angst haben: vor Beschimpfungen, Drohungen, tätlichen Angriffen, und vor allem: weil sich in diesem Frühjahr zeigte, wie schnell die Saat des Antisemitismus und Antijudaismus auch heute noch aufzugehen vermag. Und das nicht nur in rechtsradikalen Kreisen. Auch an Stammtischen, auch auf Pfarr-

festen, auch bei Konveniats. Spätestens nach dem dritten Bier war nicht selten zufriedene Genugtuung darüber zu hören, dass es endlich wieder einmal einer gewagt hat: zu sagen, „was man ja nicht mehr sagen darf“, „was doch jeder merkt, der jüdischen Talkmastern, Politikern, Großkopferten richtig zuhört“, „was doch jeder sieht, der nach Israel guckt“ – „was es mit den Juden wirklich auf sich hat“.

Die folgenden Überlegungen wollen auf diese Erfahrung Bezug nehmen, und dies in der wiederum traurigen Gewissheit, dass sie sich jederzeit wiederholen kann. Weder ein Patentrezept für die Lösung des Nahost-Konflikts noch eine historisch-soziologische Studie zum Antisemitismus ist dabei angestrebt. Vielmehr möchte ich einige möglichst praktische Hinweise geben, wie den antijüdischen, nicht selten rassistischen Klischees entgegengetreten werden kann – und zwar dort, wo sie am leichtfertigsten produziert und weitergegeben werden: in der gemütlichen Runde, wenn sich die Zunge gelockert hat, oft genug also auch in christlichen Gemeinden. Dass solchen Anfängen zu wehren ist – aus ethischen, politischen, historischen und keineswegs zuletzt theologischen Gründen¹ –, das wird hier vorausgesetzt, nicht ein weiteres Mal erörtert. Das *Wie* steht in Frage. Um zu einer Antwort zu kommen, sind allerdings zwei Vorklärungen notwendig.

Von der Kritik zum Antisemitismus

Wann überhaupt ist eine Äußerung antisemitisch oder antijüdisch? Wer Michel Friedmans Interviewstil fragwürdig findet, ja selbst wem der stellvertretende Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland unsympathisch ist, muss deshalb nicht gleich ein Antisemit sein; schließlich ist auch nicht jeder, der Friedmans Kollegin Sabine Christiansen und ihre Sendung nicht mag, per se frauenfeindlich. Kritik an der konkreten Politik der gegenwärtigen israelischen Regierung ist nicht automatisch ein Indiz für Antijudaismus; George W. Bush's Politik

kann auch kritisieren, wem jeder Anti-Amerikanismus fremd ist. Selbst Unverständnis und Kritik gegenüber religiös begründetem Handeln und Verhalten von Jüdinnen und Juden muss nicht antijüdisch sein; ähnlich kann die Kritik an der christlichen Tradition, an der Kirche, ihren Amtsträgern und Mitgliedern durchaus in einem tiefen Glauben gründen, kann das Gegenteil sein von antikirchlichen oder gar antichristlichen Ressentiments.

Alles Genannte kann zu einer berechtigten oder zumindest erlaubten Kritik gehören, hat seinen festen Platz in einer Gesellschaft, in der die Meinungsfreiheit von der Verfassung garantiert ist. Die Grenze zum unverantwortbaren und zu bekämpfenden Antisemitismus und Antijudaismus aber ist in dem Moment überschritten, in dem solch konkrete Kritik sich verbindet mit pauschalen Zuschreibungen, mit klischeehaften Verallgemeinerungen, mit denen „die Juden“ bzw. „das Judentum“ ausgegrenzt, entwertet, abgelehnt werden. Eine solche Verbindung kann in zwei Richtungen laufen: Als Schluss vom Einzelnen auf das Allgemeine („so wie Sharon denken doch alle Juden“) oder umgekehrt vom Allgemeinen auf den Einzelnen („weil er Jude ist, ist Friedman so, wie er ist“). Unhaltbar und unberechtigt sind beide Schlussfolgerungen. Was sich bei solchem Reden im Gewand einer scheinbar logischen Begründung zeigt, ist in Wahrheit ein zumindest latenter, nicht selten gar offener Rassismus.

Was in der damit getroffenen Unterscheidung so sauber trennbar scheint, vermischt sich im alltäglichen Gespräch häufig bis zur Unkenntlichkeit. Oft kann eine vermeintlich nüchterne und sachliche Kritik von einem massiven, aber unausgesprochenen Antisemitismus motiviert sein. Seltener dürfte das Gegenteil vorkommen, dass in der Hitze des Disputes Klischees geäußert werden, die einen Antijudaismus vermuten lassen, wo keiner zu finden ist. Doch jedem werden mehr als genug Situationen einfallen, in denen eindeutig antisemitische, anti-jüdische Positionen vertreten wurden. Und in der zweifellos vorhandenen Grauzone sollte

- nicht juristisch, aber für die argumentative Auseinandersetzung - die Regel gelten: „in dubio *contra* reum“. Es ist besser, einmal zu oft als einmal zu wenig widersprochen zu haben.

Ein kurzer Hinweis auf den Sprachgebrauch sei angefügt: Die Begriffe „Antisemitismus“ und „Antijudaismus“ werden alltags-sprachlich meist als gleichbedeutend angesehen und verwendet. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung hat sich dagegen eine Differenzierung eingebürgert: als „antisemitisch“ werden Aussagen und Ideologien bezeichnet, die sich direkt oder indirekt auf rassistische Vorstellungen gründen (etwa der nationalsozialistische Antisemitismus); der Begriff „antijüdisch“ dagegen findet Anwendung, wenn es um ausdrücklich religiös-theologische Vorstellungsmuster geht (z. B. bei der kirchlich lange tradierten Überzeugung von der göttlichen Verdammung der Juden). Doch so hilfreich diese Unterscheidung sein mag - in vielen Ausdrucksformen von Judenfeindschaft mischen sich diese beiden Motivreihen, stützen und bedingen einander. „Deshalb ist der Begriff Antisemitismus die brauchbarste Bezeichnung aller Formen der Judenfeindschaft“.²

Die Versuchung der Einfachheit

Eine zweite Vorklärung ist nötig - ein Blick auf die Situation im Nahen Osten. Ist doch schon seit längerer Zeit, verstärkt in den letzten beiden Jahren der Sharon-Regierung, die Politik des Staates Israel ein gern genutzter Vorwand zur Wiederbelebung des Antisemitismus. In Israel, so ist immer wieder zu hören, werde nicht nur deutlich, „dass die Juden auch nicht besser sind als andere“; mehr noch „hier zeigen sie ihr wahres Gesicht“.³

Statt den unzähligen Analysen eine weitere hinzuzufügen, sei von einer eigentümlichen Erfahrung berichtet, die ich als Leiter des Theologischen Studienjahres in Jerusalem gemacht habe (und dies nicht nur bei Studierenden, sondern auch bei mir selbst): Nahezu alle, die als Studierende oder Leh-

rende nach Jerusalem kamen, hatten ein recht klares Bild im Kopf von der Situation, die sie dort erwarteten. Es fanden sich unter ihnen dezidierte Freunde Israels und des Judentums (mit den zugehörigen anti-palästinensischen und anti-arabischen Vorurteilen); und genauso gab es die, denen die Solidarität mit den Palästinensern das Herzensanliegen war (nicht selten gespeist von der Antipathie gegen Israel). Der Realität hielt keines dieser Bilder stand. Die einen wurden Zeugen der zahllosen Schikanen und Entwürdigungen, denen die palästinensische Bevölkerung von Seiten der israelischen Armee ausgesetzt ist; sie erlebten die Perspektivlosigkeit der Menschen in den sogenannten Autonomiegebieten, die nicht zuletzt eine Folge der israelischen Politik ist; sie beobachteten Demonstrationen fanatischer Juden, die die Vertreibung der Palästinenser forderten; sie erlebten, dass in der demokratisch gewählten Regierung oft radikale Minderheiten als Mehrheitsbeschaffer fungierten und so eine Politik durchsetzten, die in einer allgemeinen Abstimmung keineswegs mehrheitsfähig gewesen wäre. Die anderen sahen sich konfrontiert mit dem Juden Hass und der Israelfeindschaft vieler Palästinenser; sie wurden, glücklicherweise nie unmittelbar, Zeuge von Terroranschlägen; sie mussten sich berichten lassen von den erschreckend undemokratischen und korrupten Strukturen der palästinensischen Behörden und Regierungsorgane; sie erlebten die Angst der israelischen Bevölkerung vor einem immer unberechenbarer werdenden Terror. Unter Israelis wie Palästinensern zu finden sind Menschen, die vom Leid und der Angst der jeweils anderen nicht wissen und nichts wissen wollen; Menschen auch, die aus der je eigenen Geschichte das Recht ableiteten, die anderen zu verachten und zu bekämpfen; aber ebenso die Vielen, gleichwohl viel zu Wenigen, die sich um Brückenbau, um Grundlagen für ein künftig gerechtes und friedliches Zusammenleben mühen; die Engagierten, die der aktuellen Gewalt schürenden Politik sich entgegenzustellen suchen.

Nicht nur die mitgebrachten Bilder wurden durch diese Erfahrungen zerstört. Auch

neu entworfene Bilder hielten nicht lange. Bald war der absurde Punkt erreicht, an dem wir die Menschen beider Seiten, ja sogar ihre Reaktionen und Handlungen verstehen konnten, weit entfernt davon, sie deshalb gutzuheißen. Denn viele der verständlichen Aktionen führen nur noch tiefer in den Strudel der Hoffnungslosigkeit. Wenn dann gar nichts mehr klar war, stand immerhin fest: Mehr als irgendwo anders gilt an diesem Brennpunkt der Weltgeschichte, dass es keine einfachen Erklärungen und deshalb auch keine einfachen Lösungen gibt. Diese Einsicht führt zur Zurückhaltung beim eigenen Urteilen, zum Verzicht auf besserwisserische Ratschläge, und zum Verständnis dafür, wie schwierig es für die unmittelbar Betroffenen, Israelis wie Palästinenser ist und bleiben wird, dem Frieden näher zu kommen.

Sicher ist das beste Heilmittel gegen die allzu einfachen Bilder ein Aufenthalt im Heiligen Land, der über Inhalt und Dauer einer Pilgerfahrt hinausgeht. Doch auch von Deutschland aus ist es mittlerweile recht leicht, sich einen differenzierten Eindruck von der so komplizierten politischen und sozialen Situation zu verschaffen. Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehsender geben die irritierende Unübersichtlichkeit sehr plastisch wieder. Dass nicht nur von palästinensischer, sondern auch von israelischer Seite regelmäßig die angeblich einseitige, für die jeweils andere Seite parteiische Berichterstattung deutscher Medien kritisiert wird, darf als Indiz dafür gelten, dass die Zeiten einseitiger Parteinahme vergangen sind.

Überraschungseffekte

Nun sind aber die sprichwörtlichen Stammtische nicht der Ort differenzierter Diskussionen. Im Gegenteil: Auf dem Mistbeet ihrer sträflichen Vereinfachungen gedeiht die Saat des neuen alten Antisemitismus. Welche Chance hat dort, wer den Anfängen wehren will? Wie lässt sich dem Schritt von der persönlichen Antipathie und konkreten Kritik zur antisemitischen Verall-

gemeinerung entgegenzutreten? Wie macht man klar, dass die je aktuelle israelische Politik nicht das ist, was „alle Israelis“ wollen? Dass sie erst recht nicht mit den Optionen „der Juden“ gleichzusetzen ist? Was tun, wenn die eigene deutsche Geschichte, der Völkermord an den Juden relativiert, ja verharmlost wird mit dem Hinweis, „die Juden machen doch jetzt mit den Palästinensern das gleiche“? Wie ist auf diesen wohl unsäglichsten der gegenwärtig verbreiteten anti-jüdischen Ausfälle zu reagieren?

Noch einmal: Die Bierseligkeit der Stammtische und Pfarrfeste ist nicht der Ort diffiziler Unterscheidungen, genauer Informationen. Wer diese hier einzubringen versucht, wird zuerst belächelt, dann überhört und übertönt werden. Ob deshalb nicht mitunter gelten darf, dass auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört? Nicht informieren, sondern irritieren; nicht überzeugen, sondern überraschen – so könnte die Devise heißen. Warum eine antisemitische Tirade gegen Michel Friedman nicht ad absurdum führen mit dem Satz: „Schön, dass Ihnen alle Arier sympathisch sind“? Wenn religiöse Gebräuche und Traditionen der Juden zum Anlass genommen werden, das Judentum zu diskreditieren, kann schon ein kurze Frage genügen: „Und warum essen Katholiken am Freitag kein Fleisch?“ Und wenn dann wirklich Naziterror und israelische Militärpolitik gleichgesetzt werden, – warum nicht gehalten mit der Bemerkung: „Aber Hitler war doch wohl ein anderes Kaliber, oder?“. Wem die Gabe polemischer Zuspitzung gegeben ist, wer Situationskomik zu erzeugen und zu nutzen versteht, sollte keine Scheu haben, sie genau hier einzusetzen.⁴ Anderen mag die leise, nicht weniger irritierende Zwischenfrage näher liegen: „Meinen Sie damit etwa auch unseren Herrn Jesus?“; „Mit wie vielen Juden hast Du eigentlich schon gesprochen?“ (angesichts der Tatsache, dass in Deutschland der „Antisemitismus ohne Juden“ der Regelfall ist, eine fast immer funktionierende Verunsicherung); „Woher wissen Sie, wie die Israelis denken?“...

Mehr kann wohl in besagten Runden kaum gelingen. Warum auch? Wo wahrhaftig

die Vereinfachung fragwürdig, die Dummheit des Antisemitismus offenkundig geworden ist, kann Weiteres geschehen. Dort wächst die Chance, dass Angebote wahrgenommen werden, sich mit differenzierten und durchaus auch kontroversen Informationen und Meinungen über die Lage im Nahen Osten auseinander zu setzen; Jüdinnen und Juden, jüdisches Leben in Deutschland, im eigenen Ort wahrzunehmen und kennen zu lernen; die Bilder, die man von sich und anderen hat, kritisch zu hinterfragen. Vorbilder, Anregungen und Unterstützungen für Veranstaltungen dieser Art, auch im Raum von Gemeinden, gibt es in großer Zahl – es gilt nur, sie aufzugreifen.⁵

Der in diesem Sommer verstorbene Benediktinerpater Laurentius Klein, Gründer und langjähriger Leiter des Theologischen Studienjahres in Jerusalem, stieß mit seinem Bemühen um gegenseitiges Kennenlernen, um Differenzierung und Toleranz nicht nur in Jerusalem, sondern auch in Deutschland oft auf heftige Kritik. Im Blick auf die Situation im Nahen Osten pflegte er darauf zu erwidern: „Wir sind Freunde der Palästinenser, weil wir Freunde der Juden sind; wir sind Freunde der Juden, weil wir Freunde der Palästinenser sind“. Dieses Prinzip lässt sich auch auf andere Bereiche, in denen neue Judenfeindschaft droht, anwenden. In dem Maße, in dem es Handeln und Denken bestimmt, sinkt die Gefahr, dass persönliche Antipathien, politische Konflikte zum Anlass antisemitischer Ausfälle missbraucht werden.

Anmerkungen:

¹ Aus der unüberschaubar gewordenen theologischen Literatur zum Thema sei nur auf drei Titel hingewiesen: G. Biemer, E.L. Ehrlich: Lernprozeß Christen – Juden. Düsseldorf/Freiburg 1980ff. Die Kirchen und das Judentum. Bd. 1: Dokumente von 1945–1985, hg. v. H. H. Henrix u. R. Rendtorff, Paderborn/München 1988, Bd. 2: Dokumente von 1986–2000, hg. v. H. H. Henrix u. W. Kraus, Paderborn/Gütersloh 2001. Rainer Kampling: Im Angesicht Israels. Studien zum historischen und theologischen Verhältnis von Kirche und Israel. Stuttgart 2002.

² Jürgen Ebach: Art. Antisemitismus, in: Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe 1, Stuttgart 1988, 495–504. Vgl. auch Gerhard Dautzenbach: Art. Antisemitismus, in: LThK 1, 3. Aufl., 1993, 748–750.

³ Vgl. dazu die Stellungnahme von Kardinal Lehmann: „Ewiger Krieg“ im Heiligen Land? Recht überwindet Rache, in: Rheinischer Merkur Nr. 25, 20.6.2002 (im Internet zu finden unter www.merkur.de, dort unter „Archiv“).

⁴ Als ihrerseits nicht unumstrittene Anleitung dazu, in: Henryk M. Broder: Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls. Frankfurt/M. 2000.

⁵ Anregungen und Unterstützungen sind zu erhalten bei den lokal organisierten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit oder auch beim ICCJ (International Council of Christians and Jews, Martin-Buber Haus, Postfach 1129, 64629 Heppenheim). Wie schwierig und zugleich fruchtbar eine intensive und kontroverse Auseinandersetzung mit dem Thema sein kann, wird beispielhaft deutlich in der Dokumentation des Kongresses, den pax christi im vergangenen Jahr durchgeführt hat, in: R. Zimmer-Winkel: Jenseits von entweder/oder: Doppelte Solidarität mit Israel und Palästina. Dokumentation des Pax Christi Kongresses 2001, Trier 2002 (zu beziehen über das deutsche Sekretariat von pax christi, Postfach 1345, 61103 Bad Vilbel).

„Wie kann ich Papst werden?“

Berufe der Kirche auf einer Messe der besonderen Art...

Ein Erfahrungsbericht

„Wie kann ich Papst werden?“, „Wie werde ich Mönch, um Bier brauen zu können?“, „Was kann ich als Frau in der Kirche denn anderes werden als Nonne?“

Das waren wohl die spannendsten Fragen, die wir (Pfarrer Andreas Brocke, Pater Alois Gomez de Segura; Schwester Katharina Hartleib; Gemeindeferentin Gudrun Schmitz) als Referententeam der Diözesanstelle *Berufe der Kirche* im Erzbistum Köln auf der Deutzer EinstiegAbi-Messe zu hören bekamen.

Erstmalig nahmen wir an dieser weltlichen Messe teil: Vom 15. bis 16. März 2002 fand im Kölner Messegelände zum zweiten Mal eine Abiturientenmesse statt, auf der Unternehmen, Betriebe, Behörden, Schulen und Universitäten über die verschiedensten Berufs- und Studienmöglichkeiten informierten. Unter den 240 Ausstellern fanden auch wir unseren Platz. An diesen zwei Tagen informierten sich 35.000 Jugendliche an den einzelnen Ständen.

Etwa ein Jahr Vorlauf hatte für uns die Planung hinsichtlich unserer Teilnahme. Eine Pastoralreferentin machte mich aufmerksam auf diese Messe. Nachdem entsprechende Unterlagen angefordert und durchgelesen waren, stimmten wir einer Teilnahme zu. Neuland für uns: auf einem solch *weltlichen Boden* für die verschiedenen Berufs- und Berufungsmöglichkeiten zu informieren bzw. zu werben! In einem Arbeitskreis von Pastoral- und Gemeindeferenten/innen des Erzbistums Köln, der sich

Werbung und Öffentlichkeitsarbeit für die pastoralen Laiendienste zum Ziel gemacht hat, ging es an die konkretere Ausarbeitung. Auf Erfahrung konnten wir ja nicht zurückgreifen – eine solche Messe bedarf anderer *Strategien und Ideen* als herkömmliche binnenkirchliche Öffentlichkeitsarbeit.

Wie groß soll unsere Standfläche sein? Wie soll die Ausstattung sein? Wie ist unser personelles Angebot vor Ort? Welches Informationsmaterial nehmen wir mit? Was macht einen Stand wirklich attraktiv und interessant?

Manches war leicht zu beantworten. So erschien uns eine mittlere Größe für einen Standplatz als richtig: nicht zu klein um nicht unscheinbar zu wirken – und nicht zu groß, um nicht zu viel leeren Raum zu haben. Es war auch eine Kostenfrage: kosteten die 15 Quadratmeter immerhin 3000 Euro! Und um nicht bloß in einer Reihe von vielen zu sein, wählten wir einen Eckstand. Das erschien uns auch von der Dynamik des Besucherstromes her am günstigsten.

Bei der Ausstattung hatten wir die Möglichkeit, das entsprechende Mobiliar selbst mit zu bringen, oder Möbel zu mieten. Gerne griffen wir hier auf einen Komplettstand zurück: Theke, Garderobe, ein Tisch, drei Stühle, ein Wandregal. Eine Infotheke und ein Stehtisch wurden von uns später noch nachgeordert.

Das personelle Angebot fand sich dankenswerterweise schnell. Kollegen/innen aus oben benanntem Arbeitskreis erklärten sich bereit, jeweils einen halben Tag oder länger vor Ort zu sein. Außerdem war das Team der Diözesanstelle weitgehend rund um die Uhr präsent. So waren alle pastoralen Dienste vertreten. Das war uns wichtig, denn schließlich wollten wir die Spannweite der seelsorglichen Berufe der katholischen Kirche repräsentieren. Ebenso stellte sich uns die Frage, wie wir uns darstellen sollten: ob in Priesterkleidung, im Ordensgewand, ob in alltäglicher Kleidung oder bewusst schick. Priester und Ordensleute entschieden sich für die identitätsstiftende Kleidung, wir Vertreter/innen der Laienberufe entschieden uns für angemessen *elegante* Kleidung.

Die Frage nach dem Informationsmaterial wurde im Rahmen der Vorbereitungszeit immer wieder gestellt. In unserer Diözesanstelle haben wir jede Menge an schriftlichem Material, aber alles ist nicht gleich hilfreich und gut. Uns war klar: weniger ist mehr. So reduzierten wir das Papiermaterial auf das Wesentliche. Uns erschien es wichtiger, vor Ort ansprechbar zu sein und Fragen von Mensch zu Mensch zu beantworten. In der Schlichtheit der Information über Berufsmöglichkeiten und -perspektiven, Studienorte und Ausbildungsstätten fanden wir das richtige Pensum an Handzetteln, Broschüren und sogenannter weiterführender Literatur. Außerdem nutzen wir die moderne Technik mittels des Computers. So vernetzen wir im Vorfeld relevante Seiten aus dem Internet bezüglich Ausbildungen und kirchlichen Institutionen, die an den beiden Messetagen zur Einsicht bereit standen.

Auch verzichteten wir auf die Vielzahl von binnenkirchlichen Postern als Wanddekoration, sondern wählten Fotos von Kollegen/innen aus der Praxis. Diese vergrößerten wir auf Posterformat und brachten sie in ihrer Schlichtheit mit Schlagworten wie Teamarbeit, Liturgie, Ministranten, Einzelgespräche, Besinnung, Seniorenarbeit u. ä. übersichtlich an den Wänden an.

Bei der Frage nach Attraktivität unseres Standes war uns klar: die klassischen *Giveaways* sollte es auch bei uns geben! Hier lag die Chance, den Jugendlichen auf eine scherzhafte und herzliche Art als Kirche etwas mit auf den Weg zu geben. Folgendes kam zusammen: einige Hundert Caritas-Kugelschreiber, Streichhölzer und Feuerzeuge mit netten Aufdrucken, Postkarten. Ja, und natürlich jede Menge Gummibärchen und ähnliches - uns zur Stärkung, den Jugendlichen als *Schmankerl*.

Die Vorbereitung war gründlich. Anfang März waren die Beteiligten dann alle gespannt, wie die Messe schließlich ablaufen würde.

Am Vortag wurde der Stand von uns vorbereitet. Die Möbel wurden nach unseren Vorstellungen gestellt; die Berufsplakate wurden befestigt; Broschüren und Flyer *stra-*

tegisch günstig ausgelegt; die Kaffeemaschine fand ihren Platz; letzte Deko-Artikel wie frische Blumen und eine große Topfpflanze wurden im Messengelände gekauft bzw. gemietet. Bewusst schlicht gestalteten wir unseren Stand, der mit *Berufe der Kirche* überschrieben war.

Schon an diesem Vortag schmunzelten wir: unser Standort war herausfordernd. Wir waren nicht im Rahmen der sozialen Berufe bzw. der Studienstätten untergebracht, sondern im Rahmen der allgemeinen Aussteller angesiedelt. Wir fanden uns wieder zwischen namhaften Automarken und Versicherungen, Ständen der Stadt Köln, der Bundeswehr, der Bundesnachrichtenzentrale u. ä.. Um so wichtiger wurde uns unser professionelles Auftreten! Und die anderen Aussteller waren sichtlich überrascht über die Präsenz der Kirche in diesem Rahmen an diesem Ort.

Dann kam der lang herbeierwartete erste Messtag. Mit Namens- und Berufsschildern versehen, warteten wir morgens um 9.00 Uhr auf die ersten Jugendlichen.

Die ersten Stunden waren relativ ruhig. Jugendliche aus ganz Deutschland kamen mehr und mehr in die Messehalle und gingen neugierig von Stand zu Stand. Oftmals fiel uns die Überraschung vieler Jugendlicher auf, als sie an unserem Stand vorübergingen. Manche der Abiturienten hielten sich an unseren Infoständen auf, nahmen Postkarten heraus, fragten bei einigen Materialien nach. Andere nahmen sich *mutig* von den Gummibärchen und sprachen uns an. Die Berufsbilder wurden aus der Ferne oder aus der Nähe betrachtet - und wir merkten, wie die Kirchenerfahrung der Jugendlichen dadurch angesprochen wurde.

Im Laufe dieses ersten Tages gewannen wir zunehmend an Routine, auf die Fragen der Jugendlichen zu warten bzw. offensiv anzusprechen. Schließlich wollten wir nicht missionarisch offensiv auftreten, aber auch nicht verhalten distanziert. Gut war es, selber immer eine Portion Humor parat zu haben - um so auf einzelne provozierende Fragen entsprechend antworten zu können. Aber keinem aus unserem Team sind

Jugendliche begegnet, die uns als Anlaufstelle für schlichte Kirchenkritik nutzten. Das erstaunte uns! Kritische Nachfragen dienten in der Regel der eigenen ersten Auseinandersetzung mit Kirche und Kirchenfragen. Ausbildungsorientierte Informationen bis hin zu seelsorglichen Gesprächen fanden ihren angemessenen Platz auf unseren 15 Quadratmetern.

Bei vielen Jugendlichen bemerkten wir den Wunsch nach beruflicher Orientierung. Ausbildungswege waren noch nicht klar geplant und in der Fülle an Informationen suchten die Jugendliche das ihre.

Bei der Orientierung in soziale Berufe waren wir willkommene Ansprechpartner. Über Zivildienst und Freiwilliges soziales Jahr bis hin zur Ausbildung als Erzieherin oder dem Studium der Sozialarbeit richtete man Fragen an uns. Viele fragten nach Möglichkeiten, mit einer weltlichen Ausbildung wie Jurastudium oder Lehre zur Bürokauffrau in der Kirche eine Arbeitgeberin zu finden.

Ideal war für uns das unmittelbare Weiterverweisen-Können an andere Informationsstände: z. B. die Katholische Fachhochschule, Universitäten für Theologie, Auslandsaufenthalte, Entwicklungshilfe, Aussteller für soziales Engagement. Auch zu den Ausstellern evangelischer Universitäten verwiesen wir mitunter, wenn einzelne Jugendliche merkten, dass es sich bei uns um einen katholischen Informationsstand handelte.

Angesprochen wurden wir zudem auch oft von begleitenden (Religions-)Lehrern, die von uns Informationsmaterial erbat, bzw. sich informierten, wie sie Inhalte über kirchliche Berufe in ihren Unterricht einbringen könnten. Je nach Herkunftsort verwiesen wir an unsere Kollegen/innen in den jeweiligen Bistümern oder nahmen Interessierte in unseren Briefverteiler auf, um entsprechendes Material zusenden zu können.

Für uns war es hilfreich, mit allen pastoralen Berufen vor Ort vertreten zu sein, um bei Fragen gezielt und fundiert antworten zu können. Jeder von uns kam mit seiner Berufs-/Berufungszugehörigkeit voll zu Zuge. Es war an dieser Stelle eben wichtig, den

Jugendlichen auf ihre Fragen direkt antworten zu können.

Für uns gab es zwischendurch sicherlich Zeiten des Leerlaufes, meistens waren wir allerdings über unsere Standfläche verteilt in unterschiedlichste Gespräche vertieft: ob am Stehtisch mit Gummibärchen, auf Stühlen sitzend mit einer Tasse Kaffee oder am Infoständer mit Flyern in der Hand.

Die Give-aways fanden großen Anklang: Dass schlichte Caritaskugelschreiber oder freundlich provokante Postkarten von Ordensgemeinschaften Jugendliche animieren, eigens zu unserem Stand zu kommen, hätten wir im Vorfeld nicht gedacht. Zum Glück konnten wir immer reichlich dieser kostenlosen Gaben nachlegen.

Ein zusätzlicher Programmpunkt war ein 45-minütiges Referat meinerseits zum Thema *Berufe in der Katholischen Kirche* in einem der Vortragsräume. Die Organisatoren der AbiMesse hatten gezielt ein ausführliches Referatsprogramm zu unterschiedlichen Berufsakzenten erstellt: Mit meinem Vortrag war ich den Berufen mit sozialem Engagement zugeordnet. Mir voraus wurde über Pflegeberufe informiert. Dabei waren nur wenige Jugendliche zugegen. Und ich war gespannt, wie viele junge Menschen wohl mein Thema interessieren würde...

Viele waren es dann nicht – und wie meine Vorrednerin wählte ich dann spontan einen Sitzkreis – bei 15 Interessenten war das ansprechender als eine klassische Vortragskonstellation. Der Austausch über die Berufsmöglichkeiten meines Arbeitgebers war seitens der Jugendlichen intensiv und zum Teil sehr gezielt nachfragend.

Zwei weitere positive Aspekte fielen uns schon nach dem ersten Tag auf: Neben dem Kontakt zu Jugendlichen bzw. Lehrern konnten wir einige interessante Kontakte zu anderen Ausstellern aufbauen, die sich für unser Arbeiten auch über diese Messeveranstaltung hinaus nutzen lassen. Z. B. kam ein Referent einer Beratungsstelle zur Resozialisierung ins Berufsleben auf uns zu, der sich über die kirchlichen Berufe informierte – nachdem er aus seiner Praxis ab und zu mit Fragen in dieser Richtung konfrontiert wird.

Auch einige Aussteller für das Freiwillige soziale Jahr kamen zwecks Austauschs von Informationen mit uns ins Gespräch. Visitenkarten wurden ausgetauscht um ggf. zugunsten von verdichteter Berufsinformation im Kontakt zu bleiben.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt unserer Teilnahme war die bloße Präsenz: nicht nur die Jugendlichen, sondern auch die (benachbarten) Aussteller nahmen uns interessiert wahr, kamen auf uns zu und mit uns ins Gespräch – merklich positiv überrascht über die Anwesenheit der katholischen Kirche in diesem Rahmen. Und auch hier erfreuten sich die angebotenen Gummibärchen großer Beliebtheit und waren Grund, immer mal wieder vorbeizuschauen...

Schon am Ende des ersten Tages war uns klar, dass sich der Aufwand hinsichtlich unserer Teilnahme an dieser Aktion wirklich lohnt: zwar schmerzten unsere Beine vom stundenlangen Stehen nicht unerheblich, aber unsere Präsenz war auf positiven und wirkungsvollen *weltlichen* Boden gefallen!

Die zwei Tage im Deutzer Messegelände waren anstrengend: im Hinblick auf die Unterschiedlichkeit der Begegnungen und Fragen und im Hinblick auf die körperliche Beanspruchung. Zwei Tage so gut wie kein Tageslicht und keine frische Luft – zwei Tage mit tausenden von Jugendlichen – zwei Tage mit unterschiedlichsten Gesprächen – zwei Tage mit viel Kaffee und Gummibärchen – zwei Tage als *exotische* Teilnehmer unter 240 Ausstellern...

Resümee: der Aufwand hat sich wirklich gelohnt! Die gründliche Planung war fundiert und gut geerdet. Es war eine optimale positive Öffentlichkeitsarbeit für uns, unsere Berufe, unsere Diözesanstelle.

Im Bewusstsein der Organisatoren der AbiMesse sind wir von der Diözesanstelle *Berufe der Kirche* als kooperative und interessierte Teilnehmer registriert. Regelmäßig werden wir seit März mit Informationen über weitere ähnliche Veranstaltungen auf Bundesebene versorgt. Die Teilnahme würde unseren Rahmen und unseren Auftrag für das Erzbistum Köln sprengen – aber nach Möglichkeit geben wir entsprechende Infor-

mationen an Kollegen bzw. andere Diözesanstellen weiter.

Es ist interessant, wie kirchliche Berufsberatung bzw. Berufungspastoral im *Weltlichen* wahrgenommen werden kann, wenn wir selbstbewusst, einladend, humorvoll und kompetent auftreten! Unsere anfängliche Befürchtung, als Exoten bei dieser Veranstaltung Exoten zu bleiben, fand sich in nichts bestätigt. Ganz im Gegenteil.

Unsere Teilnahme im März 2003 ist so gut wie sicher!

Bis dahin werden wir gründlich weiterplanen an dem, was es zu verbessern gilt.

Und wenn es nur ein umfangreicherer Einkauf von Gummibärchen sein sollte...

Und außerdem: ein ganz herzlicher Dank an die Kollegen und Kolleginnen, die diese Arbeit der Diözesanstelle derart unterstützt und getragen haben!

Versöhnung am Rande von Auschwitz

Die Erinnerung an Auschwitz ist zu einem zentralen ethischen Thema geworden. Mir scheint, dass Seelsorge in Deutschland nicht möglich ist, ohne sich der Herausforderung zu stellen, die die Erinnerung an Auschwitz bedeutet. Seit dem 3. Oktober 1990 lebe ich als deutscher katholischer Priester in der polnischen Stadt Oswiecim (1939–45 Auschwitz), seit 1997 arbeite ich im dortigen katholischen Zentrum für Dialog und Gebet mit.¹ Im folgenden versuche ich, das Selbstverständnis meines Dienstes zwischen Deutschen und Polen, Juden und Christen zusammenzufassen.²

Zum deutsch-polnischen Verhältnis

Ich bin Deutscher. Es ist nicht leicht, als Deutscher in Polen über das christlich-jüdische Verhältnis zu sprechen. Dieses Verhältnis war und ist in Polen etwas völlig anderes als in Deutschland. In Bezug auf Auschwitz waren die Polen vor allem Opfer, die Deutschen vor allem Täter. Ich vergesse nie ein Gespräch mit einer älteren Polin, die mir von ihrer jüdischen Schulfreundin erzählte, die sie – ohne ihre Familie vorher zu fragen – auf dem Bauernhof ihrer Eltern zwei Jahre lang versteckt hatte. Es war klar, dass das für die ganze 17-köpfige Familie ständige akute Lebensgefahr bedeutete. Dann sei die Freundin verschwunden, habe wohl einen anderen Weg gesucht. Diese ältere Polin fing dann an zu weinen und fragte: „Warum sind die Juden heute so undankbar und sagen, wir Polen seien mit Schuld an Auschwitz?“ – Ich kann mir gut vorstellen, dass die jüdische

Freundin in ihrem Versteck ständig Angst vor Verrat hatte. Dass es für sie in ihrer Todesangst damals selbstverständlich war, dass man ihr half, aber dass in der Erinnerung heute – falls sie überlebt hat – tief ihre ständige Angst steckt, dass die Polen mögliche Verräter sind. Ihre Frage lautet: warum haben so viele Polen uns im Stich gelassen? – Was ist in dieser Situation die Rolle des Deutschen? Doch nicht, davon zu reden, dass die Polen Antisemiten seien. Sondern sich dazu zu bekennen, dass das Bild der Situation erst vollständig ist, wenn neben der Polin und der Jüdin der Deutsche sichtbar ist, der auf beide Jagd macht, um sie als Feinde zu ermorden oder als Sklaven zu unterjochen.

Heute fällt durch die Erinnerung an die jüdische Schoa ein Schatten auf Polen, den mein deutsches Volk zu verantworten hat. Oft dient auch das Interesse für das Thema „polnischer Antisemitismus“ der eigenen Gewissensentlastung. Deshalb, bevor ich mich in Polen zum christlich-jüdischen Verhältnis äußere, sage ich ganz klar, dass mir sehr leid tut, was mein Volk, das deutsche Volk, dem polnischen Volk angetan hat. Das bezieht sich sowohl auf den direkten Terror als auch auf die Tatsache, dass heute Polen und nicht Deutschland das Land der Schoah ist. Ich verspreche mich dafür einzusetzen, dass die Verantwortung, die sich daraus ergibt, übernommen wird.

Schweigen und Hören

Man kann in Auschwitz nicht mit Diskussionen anfangen. Anfangen muss man mit Offenheit des Herzens, Betroffenheit, Schweigen... Anfangen muss man mit dem Kennenlernen der erschütternden Fakten und der Erfahrung, dass alle Worte zurückbleiben hinter dem, was da geschehen ist. Das gilt für das Hören auf die Stimme der Auschwitzter Erde (wie man in Polen sagt), und das gilt genauso für das Hören auf das, was dieser Ort für Menschen heute bedeutet. Ich bin dankbar, dass mein Wohnen in Oswiecim mich immer wieder in die Kon-

kretheit der Erinnerung und der Begegnung führt. Leere Phrasen entlarven hier vor Ort sofort ihre Hohlheit. Worte können nur helfen, Brücken zu bauen. Allein dafür sind sie nötig. – Auf den Gedenktafeln des Mahnmals in Birkenau steht geschrieben:

DIESER ORT SEI ALLEZEIT
EIN AUFSCHREI DER VERZWEIFLUNG
UND MAHNUNG AN DIE MENSCHHEIT.

Ich habe lange darüber nachgedacht, was dieser Satz bedeuten soll. Warum soll Auschwitz-Birkenau für alle Zeit ein Aufschrei der Verzweiflung sein? Und *als solcher* Mahnung an die Menschheit? Wohl deshalb, weil es zuerst darum geht, die Tragödie der Verlassenheit der Ermordeten zu erspüren...

Auschwitz ist eine Wunde, die immer noch schmerzt. Aber die Erinnerung soll uns nicht krank, sondern menschlicher machen. Wer aus Verzweiflung schreit, schreit um Hilfe, weil er sich verlassen und in Todesgefahr weiß. „Lass mich in meiner Todesangst nicht allein!“ „Töte mich nicht!“ Das sind die beiden Schlüsselsätze für Emmanuel Levinas, der versucht hat, eine Philosophie nach Auschwitz zu begründen. Die Antwort auf diesen Schrei ist nicht eine Theorie über Gott, sondern aktive Liebe. Aufrichtige Begegnung von Angesicht zu Angesicht. Und Gebet ist die

Geduld in dieser Liebe.

Am Rande von Auschwitz wollen wir, so gut wir mit unseren kleinen Möglichkeiten können, Menschlichkeit, Vertrauen, gegenseitiges Verstehen, Mut zur Solidarität wieder aufbauen. Es sind vor allem Begegnungen, die mir Hoffnung schenken. Begegnungen am Rande von Auschwitz, in denen wir so etwas wie einen Sieg der Menschlichkeit erlebt haben, der uns Hoffnung für eine bessere Zukunft schenkt. Begegnungen mit ehemaligen Häftlingen, jüdischen und christlichen, Begegnungen mit deutschen und mit polnischen Jugendlichen, mit Professoren

aus verschiedenen Ländern. Begegnungen, die dann gelangen, wenn die Beteiligten sich öffneten und bereit waren zu hören. Begegnungen am Rande von Auschwitz sind fast immer Begegnungen von Verletzten. Es gibt viel Misstrauen. Juden sind von der Erinnerung an den Versuch totaler Vernichtung verletzt, Polen von der häufigen Vergewaltigung durch Mächtigere, Deutsche durch die Schuld in ihrer Geschichte. Es ist oft nicht leicht, sich zu öffnen. Dafür muss ein Vertrauen grundgelegt sein. Darin sehe ich die wichtigste Aufgabe.

Glaube

Gerade der christlich-jüdische Dialog ist hier für mich eine große Hoffnung. Auschwitz lässt sich nicht betrachten, ohne der religiösen Dimension zu begegnen. Gerade sie hilft mir, an den Sieg wahrer Menschlichkeit jenseits eingefahrener Stereotypen und politischer Interessen zu glauben. Es gibt Auschwitz nicht ohne die Erinnerung an das jüdische Volk. Das jüdische Volk gibt es nicht ohne die Erinnerung an seine Geschichte mit Gott. Ihr verdankt es die 10 Gebote, die das Rückgrat menschlicher Freiheit und Verantwortung bilden. Der Dekalog macht das universale moralische Gesetz deutlich, das jedem Menschen ins Herz geschrieben ist (wie Papst Johannes II. am Sinai sagte). Auch das fundamentale Verständnis des Menschen als Gottes Ebenbild verdanken wir der dem jüdischen Volk geschenkten, Offenbarung. Das war im Nationalsozialismus völlig verloren gegangen. Wesentlich unterschied sich der Mensch dort nicht vom Tier und konnte mit gutem Gewissen vergewaltigt und ermordet werden. Wenn Hitler nicht siegen soll, muss die göttliche Würde des Menschen wieder zur Geltung kommen. Wenn wir nach ethischer Orientierung „nach Auschwitz“ suchen, begegnen wir immer auch dieser religiösen Dimension. Sie begründet die Achtung vor allen Menschen, auch vor nicht Gläubigen. Als Christ bin ich dem jüdischen Volk zutiefst dankbar, dass ich an dieser

Offenbarung der menschlichen Würde Anteil haben kann. Rabbi Sacha Pečarič aus Krakau hat in Oswiecim gesagt, dass irgendwie jedem Juden die Musik Gottes ins Herz geschrieben sei, so dass das jüdische Volk sich nicht aufgegeben habe und sogar Anne Frank noch gesagt habe, sie glaube trotz allem an das Gute im Menschen.

Zum christlich-jüdischen Verhältnis

Ich bin nicht Jude, sondern Christ. Ich kann nicht anders, als mit der Perspektive meines Glaubens auf Auschwitz zu schauen. In der Mitte meines Glaubens steht das Kreuz. Es ist für mich ein Zeichen, dass Gott auf der Seite der unschuldigen Opfer ist. Gott war mit seiner unsichtbaren Liebe da, trotz des Schreies Jesu „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Es gibt beeindruckende Glaubenszeugnisse von christlichen Opfern aus Auschwitz, die mir viel bedeuten. Manchmal denke ich an das jüdische Bild von Gott, der sein Gesicht verbirgt und weint. Aber wenn er weint, ist er doch mit seiner Liebe da. Vielleicht ist Christus eine Träne Gottes? Ich verstehe jedoch gut, wenn Juden mit dem Kreuz ganz andere Assoziationen verbinden, vor allem solche christlicher Diskriminierung und Verfolgung. Doch in der Mitte meines eigenen Glaubens entdecke ich eine tiefe Verbundenheit mit dem jüdischen Volk. Ich kann Jesus gar nicht anders sehen, als in der Liebe zu den Seinen, zu seiner Familie, zu seinen Jüngern, zu seinem Volk. In diese Liebe und in seinen Glauben als Jude bin ich als Nichtjude hineingekommen, und das erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. Deshalb ist diese Beziehung für mich etwas zutiefst Inneres, das zum Zentrum des christlichen Glaubens gehört. Wir sind Geschwister durch den Glauben. Dann ist auch das Kreuz Ausdruck der Liebe Jesu zu den Seinen, zuerst zu den Juden und dann auch zu allen Menschen, über alle Schuld hinweg. Das Kreuz als Symbol gegen die Juden zu wenden, widerspricht seinem Sinn und wendet sich gegen die Botschaft vom Kreuz selbst. Auch wenn das Kreuz immer

Zeichen des Widerspruchs bleiben wird, es symbolisiert nie das Ende der Liebe Gottes zu seinem auserwählten Volk. Es ist die Liebe zu Jesus, die am tiefsten begreifen lässt, welche Schuld Christen in Bezug zum Volk der Juden auf sich geladen haben. Als Papst Johannes Paul II. in der großen Versöhnungsliturgie des Heiligen Jahres 2000 um Vergebung für das den Juden zugefügte Leid gebeten hatte, ging er zum Kreuz und küsste die Füße Christi. Als katholischer Priester sage ich deshalb auch persönlich gegenüber Juden, wie sehr ich die christliche Tradition eines stereotypen Negativbildes von Juden bedauere und als sündhafte Verletzung empfinde. Die Geschichte von Verachtung und Hass, die daraus gewachsen ist, tut mir sehr leid. Dafür bitte ich um Verzeihung und um die Chance guter geschwisterlicher Beziehungen.

Ich möchte mich auch zu der besonderen Verantwortung der Kirche in Deutschland bekennen. Es ist völlig klar, dass die Verantwortung der Christen in Deutschland in bezug auf die Shoah anders ist als die der Christen anderer Länder. Die polnische Kirche war im Widerstand gegen die Besetzer, über 3000 polnische Priester sind ermordet worden. Zu einer „Theologie nach Auschwitz“ gehört nicht nur die Frage, was haben Christen mit Juden gemacht, sondern auch, was haben Christen mit Christen gemacht. Dafür bitte ich die polnischen Christen um Verzeihung.

Schluss

Bis heute kann ich nicht verstehen, wie eine so menschenverachtende „nationale Erneuerung“ in Deutschland solch eine Macht bekommen konnte. Dass beim Brand der Synagogen, beim Verschwinden der Nachbarn, beim Morden hinter der Front keine allgemeine moralische Empörung entstand. Was war mit den Gewissen geschehen? Was war mit den Christen, was mit der Kirche geschehen? Ich will nicht warten, bis ich es verstehe. Ich will, im Rahmen meiner Möglichkeiten, mithelfen, neue zwi-

schenmenschliche Beziehungen aufzubauen voller Achtung, Bemühen um Verstehen, Gerechtigkeit und Frieden. Ich glaube daran, dass da, wo ein ernsthafter Umkehrwille besteht, Gott Vergebung und neues Leben schenkt. Auschwitz war möglich. Warum soll eine Welt der Menschlichkeit, die stärker ist als die Welt von Auschwitz, nicht möglich sein? Auschwitz fing mit vielen kleinen Schritten an. Der Sieg der Liebe fängt auch mit vielen kleinen Schritten an. Mit Schritten der Menschlichkeit.

Anmerkungen:

- ¹ In dieser Zeit entstand an der päpstlichen Theologischen Akademie in Krakau eine Doktorarbeit, die inzwischen in Deutschland erschienen ist: „Und Sie hatten nie Gewissensbisse?“ Die Biografie von Rudolf Höß, Kommandant von Auschwitz, und die Frage nach seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen. 2. Aufl. Leipzig 2001.
Das Zentrum für Dialog und Gebet in Oswiecim lädt zu Besinnungsaufenthalten ein. Adresse: ul. Kolbego 1; PL-32-602 OSWIECIM; Tel.: 00 48/ 33/8 43 10 00; Fax: 8 43 10 01;
E-Mail: biuro-cd@centrum-dialogu.oswiecim.pl; Homepage: www.centrum-dialogu.oswiecim.pl
- ² Der folgende Text geht zurück auf eine Ansprache aus Anlass der Verleihung des Titels „Mensch der Versöhnung“ durch den Polnischen Rat der Juden und Christen am 16. Juni 2000 in Warschau.

Heiner Koch

Die Gestaltung des Lebensraums als Chance für die Kirche

Dass sich die Caritas und die Pastoral lebensraumorientiert gestalten sollen, ist inzwischen eine allgemein bejahte Grundforderung vieler Dokumente, Gremien und Kongresse (siehe Leitbild des Deutschen Caritasverbandes, 1997; Sozialwort der Kirchen „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“, 1997; Wort der Deutschen Bischöfe zu „Caritas als Lebensvollzug der Kirche und als verbindliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“, 1999). Dabei wird die Gestaltung dieser Sozialräume immer als große Chance für die Kirche hervorgehoben. Aber ist sie dies wirklich und kann die Kirche solch eine Prägung überhaupt leisten und wenn ja, wie denn?

In welchem Lebensraum leben wir eigentlich?

Die Problematik fängt schon mit der Definition dessen an, was ein Lebensraum eigentlich sei. Ist er der „Raum“, in dem der Mensch sein Leben zur Entfaltung bringt? Doch der Mensch lebt nicht in einem Raum, zudem lebt er nicht ein Leben lang in den selben Räumen, und schließlich wandeln sich die Lebensräume stetig: So lebt der Mensch etwa im Primäraum, also jenem geschützten Bereich, in dem der Mensch die Liebe erfährt, die ihn am tiefsten prägt. Aber er lebt auch im Nahraum, jenem sozialen Raum, innerhalb dessen er seine alltäglichen Lebensbedürfnisse befriedigt und in dem er nachbarschaftliche Gemeinschaft erfährt,

also das Wohnumfeld, das Dorf, der Stadtteil, damit also jenes Feld, das für den dort Lebenden zutiefst Heimat bedeutet. Aber der Mensch muss auch diesen Bereich übersteigen, um die Bedürfnisse zu befriedigen, die im Primär- und im Nahraum nicht gestillt werden: in die Stadt oder die Region hinein. Doch auch dieser Raum besteht wieder aus mehreren Lebensfeldern, etwa der Schule oder der Arbeitsstelle. Der Mensch lebt zudem im Sozialraum eines Landes, des Staates und gerade angesichts der immer intensiveren Globalisierung mit all ihren Auswirkungen selbst auf die kleinsten Lebensbereiche auch im Lebensraum Welt. Lebensräume der Menschen sind zudem nicht nur örtlich zu umreißen mit unmittelbaren sozialen Kontakten, sondern auch medial vermittelte Welten bilden Lebensräume. Es gibt sie etwa, die Fernsehgemeinde mit ihrer oft gewaltigen emotionalen Prägekraft: Welche Erziehungs- und Bildungsmacht stellt beispielsweise für Kinder die Sendung mit der Maus dar mit all dem, was sich um diese Sendung herum entwickelt hat, oder wie wertprägend oder wertezerstörend wirken die täglich auf Millionen von Menschen herunterprasselnden Talkshows. Welchen Lebensraum stellt heute und zukünftig wohl noch deutlich verstärkt das Internet für viele Menschen dar, ein Lebensraum mit ganz eigenen die Persönlichkeit prägenden Kommunikationsstrukturen. Der Mensch lebt also in einer Vielzahl von Lebensräumen, von denen er bewusst und oftmals noch viel mehr unbewusst stark geprägt wird.

Jeder dieser Lebensräume ist zudem ein multifunktionaler und vielschichtiger Lebensraum, beispielsweise die Großstadt mit ihrer Gleichzeitigkeit von schier Unvereinbarem und Gegenläufigem. In all ihrer Ambivalenz ist sie ein Geheimnis, das sich jeder Formel und jeder Definition entzieht. Großstadt, das sind die kleine Kneipe an der Ecke und die unüberschaubare Forschungsklinik, das sind die Drogenszene und die Heimatvereine, das sind die Großbankstraße und das Volkstheater, das sind die Industriekonzerne und das kleine Wegkreuz

an der Straßengabelung. Großstadt, das ist Pflicht und Vergnügen, Beruf und Freizeit, Freiheit und Zwang, Leben und Sterben. In ihr ist fast alles zur gleichen Zeit möglich und wirklich, intensiv verzahnt und bis in die quälende Widersprüchlichkeit hinein jederzeit erlebbar. Großstadt, das ist nicht nur ein Lebensraum, das sind unendlich viele Lebensräume.

Diese Lebensräume aber sind nicht starr und fest beschreib- und kalkulierbar. Sie verändern sich etwa aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, nicht zuletzt aber, weil die Menschen, die diese Lebensräume prägen und bilden, in ihnen nicht feststehen, sondern mobil sind und zunehmend mobiler werden. Mobilität prägt immer größere Mehrheiten der heutigen Zeitgenossen: die Mobilität im Auf- und auch im Abstieg gegenüber früher weitgehend festgelegten Gesellschaftsschichten, die Berufsmobilität, die Bildungsmobilität, die Mobilität in den Lebens- und Gesellungsstilen, die räumliche Mobilität, die Beschäftigungsmobilität, die Freizeitmobilität, die mediale Mobilität mit all den elektronischen Informations- und Kommunikationssystemen, die politische Mobilität, die Beziehungsmobilität und nicht zuletzt auch die religiöse Mobilität, die die Menschen, sofern sie es überhaupt wollen, auswählen lässt zwischen der Annahme oder Verweigerung so vieler unterschiedlicher und oft auch gegensätzlicher religiöser Angebote. Wie sehr prägt diese religiöse Mobilität der heutigen Menschen den Lebensraum Kirche, die sich unversehens als ein religiöser Anbieter unter anderen gleichsam auf einem Markt dem Gesetz von Angebot und Nachfrage ausgeliefert sieht?

Die Menschen leben heute nicht in einem Lebensraum, sondern in vielen. Sie leben in den selben nicht ein Leben lang, sondern wechseln diese in immer rascherer Abfolge, und sie verwandeln diese und werden von diesen in einem unaufhörlichen Prozess selbst verwandelt. Auf dem Hintergrund dieser Lebenserfahrungen stellt sich nicht nur, aber in besonderer Weise an die Ortsseelsorge die Frage: Welche Bedeutung hat da

noch die Territorialität als das Verhalten der Menschen gegenüber und in einem örtlichen Raum? Welcher Lebensraum ist für junge Menschen heute oftmals reeller: die Nachbarschaft in einem mehrstöckigen Wohnblock in einer Trabantenstadt oder das Big-Brother-Haus bei RTL II, deren Bewohner jeden Abend zu begafften waren? In welchem Raum leben Menschen heute eigentlich mehr: im Stadtviertel oder im Chat-room? Von wem wissen die Menschen heute mehr: von der Asylantenfamilie, die nur wenige Häuser entfernt wohnt, oder von jener Person, die in einer Talkshow bis in den intimsten Bereich bloßgestellt wird?

Forderung oder Überforderung: die Gestaltung der Lebensräume durch die Kirche

Der Gestaltung dieser Lebensräume also soll die Kirche sich widmen! Ist dies eine realistische Forderung? Die Vielfalt der Lebenswelten unserer Gesellschaft ist in all ihren Schattierungen kaum noch wahrnehmbar. Ist es von daher eine realistische Erwartung, die Kirche könne diese zahlreichen und differenzierten Lebensräume entscheidend in ihrer Prägung mitgestalten?

Dass die Kirche über viele Jahrhunderte hindurch die Gesellschaft prägte, ist eine historische Tatsache: für zahllose junge Menschen hätte es ohne Ordensschulen keine Chance eines sozialen Aufstiegs gegeben; und ohne die vielen Ordensschwestern und Ordensbrüder wäre für große Teile der Bevölkerung keine medizinische Hilfe in Sicht gewesen. Dass die Bischöfe nicht nur Kirchen-, sondern auch Landesfürsten waren und dass ohne oder sogar gegen sie oftmals keine Entscheidungen in Staat und Gesellschaft möglich waren, sind historische Tatsachen. Kirche und Staat waren zumindest in der Praxis und im Empfinden vieler Menschen oftmals identische Größen.

Aber prägt die Kirche heute entscheidend noch die Gesellschaft und kann sie dieses überhaupt noch? Oder gibt es nicht vielmehr den klaren Trend, dass Gesellschaft sich

immer weniger von der Kirche prägen lässt? Werden nicht etwa manche Überlegungen hinsichtlich der Gestaltung menschlicher Sexualität in der Gesellschaft schon deshalb negativ aufgenommen, weil sie von der Kirche vorgetragen werden? Oftmals kann man den Eindruck gewinnen, dass die Prägestkraft der Kirche in der Gesellschaft sich umgekehrt in dem Sinn entwickelt, dass die Gesellschaft sich bewusst gegenläufig zur Kirche verhält: Förderte früher die soziale Kontrolle den Kirchenbesuch, so wirkt diese heute entschieden gegen denselben. Als Studentenfarrer erlebte ich, dass christliche Bindung manchmal als Hinderungsgrund für Einstellungen im Wirtschaftsbereich galt. Welchen Niederschlag finden kirchliche Feste heute etwa in den privaten Fernsehanstalten? Dass Geburtsanzeigen mit einer religiös formulierten Dankadresse verbunden sind, ist sehr selten geworden, und selbst das christliche Brauchtum wird in seinen Inhalten von immer weniger Menschen verstanden, geschweige denn praktiziert. Wenn aber der christliche Glaube und die christliche Kirche immer unbedeutender werden und für viele faktisch gar nicht mehr vorkommen, wie kann dann die Kirche heute noch eine bedeutende gestalterische Kraft für die Lebensräume der Menschen sein? Wahrscheinlich wird man leichter feststellen können, dass die Gesellschaft die Kirche prägt, wenn man etwa an den Ausbau der Caritasdienstleistungen oder die Ausbreitung von Gremien und Räten innerhalb der Kirche denkt. Erleben sich viele Gemeinden also gegenüber dem Auftrag der Gestaltung des Lebensraums nicht als völlig überfordert, ja geradezu als ohnmächtig? Dieses Ungefragtsein und Ungebrauchtsein wird für viele Christen, Gemeinden und Gemeinschaften zu einer bohrenden, manchmal sogar zu einer selbstzerstörerischen Selbstanfrage.

Die Kirche wurde jahrhundertlang wirklich gebraucht als Kulturtäger, als soziale Einrichtung, als Instanz, die mit ihren Riten und Worten, besonders auch mit ihren Festen dem persönlichen und gesellschaftlichen Leben Richtung und Orientierung gab. Eine für das Leben der Menschen wichtige

Bedeutung nach der anderen aber hat die Kirche in den Augen vieler Menschen verloren, weil andere Träger außerhalb der Kirche diese Dienstleistungen genauso gut und manchmal sogar noch besser anbieten als die Kirche. Der caritative Bereich ist inzwischen beispielsweise zu einem Feld geworden, in dem sich viele Anbieter auch wirtschaftlich sehr erfolgreich engagieren; der seelsorglich-psychologische Beratungsbereich differenzierte sich professionell auch außerhalb der Kirche aus; sogar der ‚liturgische‘ Bereich wird inzwischen von nicht-christlichen Anbietern als hochinteressantes Feld entdeckt, wie nicht nur die Entwicklung auf dem Sektor der Beerdigungen aufweist. Verzweifelt versuchen viele in der Kirche nun, neue Lücken zu entdecken, die die Kirche ausfüllen könnte, um sich als gesellschaftlich notwendig im Bewusstsein der Menschen zu halten. Die Diskussion um die Beibehaltung der Kirchensteuer in Deutschland zeigte dies deutlich: Argumentiert wurde mit den sicherlich sehr verdienstvollen Sozialeinrichtungen der Kirche und mit der Bedeutung der Kirche als einem der größten Arbeitgeber in Deutschland: Diese Funktionen könne man doch nicht aufs Spiel setzen, da sei Kirche zumindest derzeit wohl unersetzbar. Aber ist dies eine spezifisch kirchliche Begründung? Die Diskussion um die Sonntagsfrage – um ein anderes Beispiel zu erwähnen – wurde vor allem mit psychologischen und sozialen Begründungen geführt. Oftmals hatte man den Eindruck, dass man sich geradezu scheut, die schlichte und einfache Begründung vorzutragen, dass die Christen am Tag des Herrn für die Feier des Gottesdienstes Zeit brauchen. Stellen wir nicht alle umstrittenen Fragen, in denen wir offensichtlich in unserer Gesellschaft Minderheitspositionen vertreten, zurück, um die allgemein anerkannten Tätigkeitsfelder der Kirche zu betonen und so unsere Existenz in dieser Gesellschaft zu rechtfertigen, um uns also doch als irgendwie unersetzlich im Bewusstsein der Menschen, als bewährtes und umfangreiches Dienstleistungsunternehmen zu verankern, während es uns kaum noch gelingt, den christlichen Glauben den

Menschen nahe zu bringen. Fördern wir mit dieser Tendenz die ohnehin schon kraftvolle Schweigespirale des Glaubens in unserer Gesellschaft, ja, – wahrscheinlich ungewollt – sogar das Verschweigen Gottes in der Kirche? All diese Tendenzen werden sicherlich nicht aus böser Absicht verstärkt, sondern vor allem aufgrund der Erfahrung der Ohnmacht, wie mit der christlichen Botschaft evangelisierend die vielfältigen Lebensräume unserer Gesellschaft noch zu gestalten seien. Wie wollen wir denn heute etwa den Lebensraum RTL II christlich prägen? Können wir wirklich eine prägende Gestaltung der Lebensräume unserer Gesellschaft durch die Kirche erwarten? Oder müssen wir angesichts dieser Aufgabe nicht von einer völligen Überforderung sprechen und unsere Ohnmacht eingestehen?

Von der (Un-)Möglichkeit, als Kirche die Lebensräume zu gestalten

In dieser Situation kann sich die Kirche in der Erfahrung der Witwe von Sarepta (1 Kön 17,8-16) wiederfinden. In ihrer ganzen Perspektivlosigkeit verkörpert sie die zunächst offensichtliche Ohnmacht der Kirche, die heutigen Lebensräume der Menschen zukunftsfruchtig zu gestalten: „Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zu bereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.“ (1 Kön, 17,12).

In ihrer Aussage trifft die Witwe die Mentalität der Christen in unserer Kirche: Was sollen wir noch tun: Das letzte Abendmahl feiern, mehr können wir nicht mehr tun, mit der Kirche und ihrem Anliegen geht es doch bergab. Wer kann diese Entwicklung noch aufhalten? Vielleicht, so hoffen ja einige immerhin, überleben wir als irgendwie funktionierendes und dann gesellschaftlich doch noch anerkanntes Dienstleistungsunternehmen; aber als Kirche, die unter dem Verkündigungsauftrag steht, die einfordernde, anspruchsvolle Botschaft Jesu Christi zu ver-

künden, die Zumutung Jesu, er sei der Weg, die Wahrheit und das Leben (vgl. Joh 14,6) überzeugend zu Gehör zu bringen, obwohl diese „Anmaßung“ kaum jemand hören will: dies erscheint aussichtslos. Wir haben angesichts der voll technisierten Welt mit ihren gigantischen High-Technik-Möglichkeiten eben nur eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Was bleibt uns da noch anderes übrig, als das letzte Mahl zu halten und dann zu sterben?

Doch der Prophet Elija weist der Witwe den Weg, der sie zu einem neuen Aufleben führt: er gibt ihr nichts. Vielmehr fordert er die in ihren eigenen Augen ohnmächtige Frau auf, das Wenige, das sie hat, auch noch zu geben. Doch indem sie es gibt, wird ihr die Erfahrung geschenkt, dass ihr Leben sich zu entfalten beginnt.

Genau diese Erfahrung aber widerspricht der heute weit verbreiteten Überzeugung „Hast du was, dann bist du was“, die den anderen, der etwas von mir haben will, als Bedrohung sieht. Andererseits stimmt das Erlebnis der Witwe mit einer anderen gegenläufigen Lebenserfahrung überein: Alles Große im menschlichen Leben wächst, je mehr wir es teilen. Nichts vermehrt beispielsweise die Freude eines Menschen mehr, als wenn er sie mit anderen teilt, indem er anderen Freude schenkt. Hinter dieser Lebenserfahrung steht letztlich ein tiefer theologischer Grund, ja, der theologische Grund schlechthin: Gott selbst. Gott ist eben nicht eine statische, in sich isolierte Größe, er ist Communio, Gemeinschaft, Kommunikation, Mit-Teilung: er ist das Wort (Joh 1,1). Ein Wort ist die kleinste Einheit der sprachlichen Mit-Teilung. Doch Gott teilt nicht nur etwas mit, er ist der Geber seiner selbst, er selbst ist seine Gabe: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1,14). Mit diesem Grundvollzug Gottes ist uns Menschen zugleich der Lebensvollzug vorgegeben, in dem wir unsere Lebensfülle, unsere Lebensentfaltung, unseren Frieden finden: Geben ist seliger als Nehmen. Aus diesem theologischen Grund ist die Aufforderung des Propheten Elija an die Witwe von Sarepta, das Wenige, das sie hat, auch noch

zu geben, nicht nur eine Forderung, auch nicht bloß die Vermittlung einer Lebenserfahrung, sondern vor allem eine Verheißung: „Der Mehltopf wird nicht leer werden, und der Ölkrug nicht versiegen“ (1 Kön 17,14).

Diese Verheißung und diese Erfahrung auf die Kirche übertragen: die Kirche wird um so mehr aufblühen, je mehr sie sich in die Lebensbewegung Gottes hineingibt und das den Menschen in ihren Lebensräumen gibt, was sie hat und was sie ist. Vielleicht wird sie sich dabei vorkommen wie die Witwe von Sarepta in ihrer Armut, aber wahrscheinlich wird sie genauso erstaunt sein wie die Witwe von Sarepta, wie viel das ist, was ihr in die Hände gelegt ist: das Wort Gottes, die Sakramente, die vielen Menschen mit ihren von Gott geschenkten Charismen, ihre Lebens- und Glaubenserfahrungen, die Einrichtungen... .

Dies alles ist ihr gegeben, damit sie es weitergibt an die Menschen in ihren Lebensräumen. Dabei wird die Kirche nicht mehr geben können als sie zu geben in der Lage ist und wahrscheinlich wird dies angesichts der schier unendlich vielen Aufgaben in den so vielfältigen und differenzierten Lebensräumen der Menschen als viel zu wenig erscheinen, um diese entscheidend mitprägen zu können. Nach menschlichem Ermessen dürfte diese Aufgabe auch nicht gelingen und alle Beteiligten sollten sich hüten, sich selbst und andere in der Erfüllung dieser Aufgabe Engagierte unter einen noch größeren, zerstörerischen Leistungsdruck zu setzen. Vielleicht muss die Kirche gerade in unserer Zeit und in unseren Lebensräumen die Grenzen ihrer Macht auch auf diese Weise kennen lernen, um schließlich alles, was wir nach besten Kräften in der Erfüllung unseres Auftrags zu tun in der Lage sind, Gott und seinen Verheißungen anzuvertrauen. Die Erfahrung der begrenzten Möglichkeiten und die Bereitschaft, diese wie die Witwe von Sarepta doch ganz und gar in die Erfüllung des Auftrags zu stellen, ist wohl die Voraussetzung, um heute als Kirche auch in der aufgetragenen Gestaltung der Lebensräume als ‚Salz der Erde‘ (Mt 5,13), als ‚Licht der Welt‘ (Mt 5,14) und als ‚Stadt auf dem

Berge' (Mt 5,14) zu erfahren: „Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen“ (1 Kön 17,14).

Schritte der Kirche in die Lebensräume hinein

Wie aber kann auf diesem geistlichen Hintergrund die Gestaltung der Lebensräume durch die Kirche faktisch geschehen? Der klassische Dreischritt ‚sehen – urteilen – handeln‘ ist wohl auch in diesem Fall ein guter Wegweiser.

Sehen

Grundlegende Voraussetzung zur Erfüllung der Aufgabe der Mitgestaltung eines Lebensraums ist das Wahrnehmen der Realität, die die Kirche in ihrem Lebensräumen umgibt und von denen sie ein Teil ist. Schon Goethe stellte fest, dass das Schwerste von allem das ist, „was dir das Leichteste dünkt: Mit den Augen zu sehen, was vor den Augen liegt“. Ohne ein Wahrnehmen der Lebenssituation und der Lebensräume, in der die Menschen stehen, kann die Kirche nicht die Aussage des II. Vatikanischen Konzils erfüllen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Gaudium et spes 1). Was, wenn wir die Armen gar nicht sehen und die Armut vieler Menschen hinter manchem Verdeckenden nicht entdecken? Hier gilt es, die Millieupprägung und die regionale Mentalität, das Wohnumfeld und die Infrastruktur, das öffentliche, politische und kulturelle Leben genauso wahrzunehmen wie die sozialen Probleme oder die Altersstruktur der Bevölkerung. Es lohnt sich, in dieser Phase ein Lebensraumprofil zu erarbeiten. Alteingesessene können dazu oft wichtiges Lebensraumwissen beitragen. Altersstrukturen und Angaben zur wirtschaftlichen und öffentlichen Situation lassen sich ebenso wie Entwicklungsprognosen bei Ämtern oder entsprechenden Organisationen erfragen.

In dieser Phase ist es auch wichtig, die Vielfältigkeit der Beziehungen zum christlichen Glauben und zur Kirche wahrzunehmen. Das typische Verhältnis der heutigen Zeitgenossen zur Botschaft Jesu Christi und zur Kirche ist ja insofern typisch, als es das typische nicht gibt: Da gibt es die Gruppe der entschiedenen Gläubigen und jene, die zwar grundsätzlich katholisch sind, sich aber als „kölsch-katholisch“ verstehen und nur sehr punktuell am kirchlichen Leben teilnehmen; da sind die Kirchenfernen, die Auswahlchristen und die, die Beziehung zur Kirche verloren haben; schließlich die, die ohne Beziehung zu ihr aufgewachsen sind, sowie die, die sie ablehnen. Wenn Kirche unter dem Willen Gottes steht, „dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2,4), muss die Kirche zunächst dieses differenzierte Beziehungsgeflecht zur Kirche zur Kenntnis nehmen.

Zu einem Wahrnehmen der Lebensraum-situation gehört aber auch das Wahrnehmen von kirchlichen Gruppierungen und Einrichtungen, die wie die Beratungsstellen oftmals nicht gemeindlich organisiert sind. Es ist schon erstaunlich, wie wenig selbst diese in manchen Gemeinden bekannt sind.

Urteilen

Im Prozess des Urteilens muss die Kirche in ihrer Bewegung auf den Lebensraum hin versuchen, eine Perspektive und ein Konzept für ihr Wirken zu entwickeln und dieses in einem offenen Prozess immer weiter zu entfalten. Ohne ein besonnenes konzeptionelles Nachdenken wird es keine gute Praxis geben. In dieser Phase muss auch wohlbedacht die Frage nach dem Selbstverständnis der Kirche und der Gemeinden gestellt werden: Wozu sind wir grundlegend da? Was wollen wir eigentlich erreichen? In dieser Phase müssen aber auch Prioritäten gesetzt werden: Welche Kräfte stehen uns zur Erfüllung unseres Sendungsauftrages in die Lebensräume hinein zur Verfügung, welche Charismen sind den Christen und den Gemeinden unserer Lebensräume gegeben?

Welche Einrichtungen, Gruppierungen und Wege stehen bereit? Was können wir eigentlich leisten, ohne uns ständig zu überfordern? Wenn diese perspektivischen Fragen nach den Schwerpunktsetzungen kirchlichen Handelns auf die Lebensräume hin nicht gestellt werden, kommen wir immer mehr in die Situation von Tellerjongleuren, die verschiedene Stäbe in Bewegung halten müssen, auf denen Teller tanzen. Aufgrund der pastoralen Situation sollen immer neue Teller aufgelegt werden, folglich müssen die Verantwortlichen immer schneller rennen, um die Teller, die jongliert werden sollen, auf den Stäben zu halten. Eine solche Pastoral des atemlosen Hetzens macht allen Beteiligten nicht nur immer weniger Freude und ist damit immer weniger fähig, die Kraft des Glaubens in den Lebensraum einzubringen, sie führt vielmehr oft dazu, dass früher oder später doch mindestens der erste Teller herunterfällt. Das staunende Publikum buht, wie wenig es der Kirche heute noch gelingt, den Lebensraum zu gestalten, der Leistungsdruck auf die Verantwortlichen wird größer, und ehe sie sich versehen, ist schon der nächste Teller heruntergefallen etc. Die Teller liegen unten, ihre Scherben aber bringen kein Glück. Da ist es wohl sinnvoller, in einem Pastoralplan zu überlegen, welche ‚pastoralen‘ Teller heute eigentlich noch in Bewegung gehalten werden und welche bewusst abgenommen werden sollen, um die Handlungsmöglichkeit zu gewinnen, sinnvollerweise neue Teller aufzusetzen, also neue pastorale Akzente auf den Lebensraum hin zu setzen.

Handeln

Beispielhaft sollen zwei lebensraumorientierte Handlungsschwerpunkte der Pastoral im Erzbistum Köln vorgestellt werden, die sich aus den bisherigen Überlegungen ergeben:

Angesichts der Differenziertheit der zahlreichen Lebensräume, in denen Menschen sich heute bewegen, muss die Kirche sich überlegen, wie sie auf differenzierten und wohl auch neuen Wegen diese unterschied-

lich geprägten und eingestellten Menschen erreichen kann. Sie kann sich gerade heutzutage nicht mehr auf einen pastoralen Weg beschränken. Auf Grund der Vielfalt der Menschen ist eine Vielfalt der Wege zu ihnen und mit ihnen notwendig. Solche Wege werden einander ergänzen. Nicht jeder pastorale Weg kann alle Erfordernisse heutiger Pastoral umfassend erfüllen. Mancher mag vor allem der Profilierung der christlichen Botschaft der Gesellschaft dienen, andere mögen erste Kontakte zu den Menschen ermöglichen, wieder andere erfüllen die Notwendigkeit, zu den Menschen aufzubrechen, also die Anforderungen einer „Geh-Hin-Pastoral“ (Kardinal Höffner), wiederum andere dienen stärker der notwendigen Beheimatung der Menschen in der Kirche. Zu denken ist hier an die bewährten Arten der lebens- und situationsbezogenen Seelsorge wie etwa die Polizeiseelsorge, die Jugendseelsorge oder die Krankenhaus-, die Gefängnis- und die Hochschuleseelsorge. Eine profilierte Öffentlichkeitsarbeit ist dabei genauso ein pastoraler Weg wie die City- oder die Passantenseelsorge, die wir in Köln, Düsseldorf, Bonn und Wuppertal aufgebaut haben bzw. ausbauen werden. Der Aufbau von Geistlichen Zentren wie die Förderung der Geistlichen Gemeinschaften und der Verbände zählen ebenfalls zu diesen Bemühungen. Auf diesen Wegen, die finanziell und personell auch zu Lasten der traditionellen pastoralen Wege gefördert werden müssen, gelingt es hoffentlich, viele Menschen mit der Kirche und ihrer Botschaft in Berührung zu bringen, die über die Ortsgemeinde nicht mehr erreicht werden können. Diese Wege können kreative Möglichkeiten eröffnen, manchen Lebensraum gerade außerhalb des territorialen Raums, auf den sich vor allem die Ortsgemeinden beziehen, mit zu gestalten.

Auch angesichts dieser noch leicht zu erweiternden Vielfalt heutiger und zukünftiger pastoraler Wege bleibt die Pfarrgemeinde vor Ort ein wichtiger, in absehbarer Zeit wohl der wichtigste Weg der Kirche, die Botschaft Christi anzuzeigen, zu feiern und zu verkünden und die Menschen einzuladen, in

der Gemeinschaft der Kirche sich auf Gott einzulassen. Hier treffen sich Menschen unterschiedlichen Alters, verschiedener Berufe, Stände, Ansichten, Bildung und Prägung. Diese Vielfalt ist die Entfaltungschance des Lebens der Gemeinde vor Ort. Gerade sie kann in einer unübersichtlich gewordenen Gesellschaft für viele eine tragfähige Heimat sein, die von immer mehr Menschen gerade heute gesucht wird, eine lebendige Glaubensgemeinschaft, die Christen die Kraft gibt, angesichts der oft zum gesellschaftlichem Wertesystem gegebenen Dissonanzen widerständig zu bleiben. Schließlich ist die Ortsgemeinde bei aller Mobilität unserer Gesellschaft in hohem Maße bedeutsam für die Menschen, die nicht so beweglich sind, wie es unsere Gesellschaft oft erwartet: für die kinderreichen Familien gilt dies genauso wie für die alten und kranken Menschen. Vor allem aber können in der Ortsgemeinde die drei Grundvollzüge kirchlichen Lebens Liturgie, Diakonie und Verkündigung so dicht miteinander verwoben gelebt werden, wie in kaum einem anderen Feld kirchlichen Lebens. Deshalb ist die Ortsgemeinde ein hervorragender Ort der seelsorglichen Begleitung der Christen.

Dennoch: Wer die Pfarrgemeinden in ihrem hohen Wert erhalten will, muss sie verändern. Die Menschen sind im hohen Maße ortsmobil und richten sich in der Wahrnehmung kirchlicher Angebote in erster Linie nicht mehr nach den Pfarrgrenzen, zumal diese oftmals nur aus geschichtlichen und nicht selten aus sehr materiellen Gründen gezogen worden sind. Zudem wählen die Christen aus den Angeboten verschiedener Gemeinden nach eigenem Belieben aus; und schließlich kann eine einzelne Gemeinde kaum noch angemessen auf alle gegebenen Erwartungen und pastoralen Anforderungen reagieren.

Auch aus diesen Gründen ist es schon heute und erst recht zukünftig wenig sinnvoll, dass jede Pfarrei mit ihren begrenzten Möglichkeiten allein alle Aufgaben der Seelsorge in einem Lebensraum wahrnehmen soll. Deshalb wurden die Pfarreien eines

Lebensraums im Erzbistum Köln zu einem Seelsorgebereich zusammengefasst. In ihnen soll zunächst eine Auseinandersetzung über Inhalt und Form der Pastoral in diesem Lebensraum stattfinden mit dem Ziel der Erstellung eines lebensraumorientierten Pastoralkonzepts. In dessen Rahmen muss auch klar entschieden werden, bestimmte Dinge wegzulassen, zu verlagern, zu bündeln, andere zu intensivieren und auszubauen. In einem zweiten Schritt sollen die Gemeinden eines Lebensraumes überlegen, welche Strukturen zur Umsetzung dieses Pastoralkonzepts in dem betreffenden Seelsorgebereich die geeignetsten sind. Vorgelegte Strukturmodelle sollen dabei einen Rahmen für die Weiterentwicklung der Kooperation der Gemeinden bieten und die unterschiedlichen Entwicklungsgrade, Möglichkeiten und Traditionen der einzelnen Gemeinden berücksichtigen. Es gibt also ein klares Primat der pastoralen Konzeptentwicklung vor dem Strukturprozess. Die Kooperation in den einzelnen Seelsorgebereichen unter Leitung des für eine katholische Gemeinde konstitutiven Leitungsamtes des Priesters soll dabei sowohl die pastorale wie die verwaltungsmäßige Ebene umfassen. Ziel dieser Bemühungen soll es sein, die Wirkkraft der Kirche in den sie umgebenden Lebensraum hinein zu verstärken. Weil diese und die Menschen in ihnen sich verändert haben und sich weiter entwickeln werden, muss sich auch das pastorale Engagement der Gemeinden und deren Strukturen verändern. Wir können nicht so verfahren, als würden wir noch unter gesellschaftlichen Bedingungen vergangener Jahrzehnte leben oder uns sogar in uns selbst und unsere Strukturen abkapseln. Auch für das Gemeindeglied gilt: Ein Schiff liegt im Hafen sicher, aber dafür wurde es nicht gebaut.

Als die Jünger auf dem Berg den verklärten Christus erlebten, wollten sie dort oben drei Hütten bauen, sich im Himmel gleichsam einnisten (vgl. Mt 17,1-9). Doch ihr Weg ist, wie der Weg Jesu und wie es der Weg der Kirche durch ihre Geschichte hindurch sein soll, der Weg hinunter zu den Menschen. Es gibt keinen anderen Weg in den Himmel

hinauf als den zu den Menschen hinunter in deren Lebensräume. Will die Kirche dem Weg Jesu treu bleiben, so kann sie nicht fern der Menschen ihre Hütten aufbauen. Sie kann aber auch nicht zu den Menschen hinuntergehen und unten bei ihnen etwa nur eine große Hütte statt der drei auf dem Berge bauen, also nur eine Struktur ändern und alles andere wie gewohnt beibehalten. Unten, im Lebensraum der Menschen, wird sie mit den Menschen auf dem Weg bleiben. Diese Weggemeinschaft in den vielfältigen Lebensräumen ist oftmals sicherlich unsicherer und mühsamer als das Sich-Zurückziehen in feste Hütten. Doch sie ist der einzige Weg für die Kirche, ihrem Sendungsauftrag zu den Menschen gerecht zu werden und mit den Menschen in deren Lebensräume auf das Reich Gottes hin zu wandern. Insofern ist die Gestaltung der Lebensräume schließlich doch eine Lebenschance nicht nur für die Menschen, zu denen die Kirche gesandt ist, sondern auch für die Kirche selbst.

Leserbrief

Zu Ernst Pulsfort, Wir können nicht zwei Herren dienen (Heft 9/2002, S. 257f):

Sehr geehrter Herr Pfarrer Pulsfort,

Ihr Artikel „Wir können nicht...“ (Pastoralblatt Sept. 2002, S. 257f) hat mich erzürnt und zugleich traurig gemacht. Für sie ist Glauben und hl. Messe also ein Erfolgsrezept für das weltliche Leben. Ich frage mich, in welcher Welt Sie leben. Seit acht Jahren betreue ich in unserer Monatszeitschrift „Stadt Gottes“ die Leserrubrik „Was meinen Sie, Pater Peters?“. Über diese Rubrik komme ich mit vielen Lesern, oftmals sehr treuen Katholiken und tiefgläubigen Menschen in Kontakt. Aus einem der letzten Leserbriefe: „Besonders ungerecht finde ich aber, daß anscheinend Gläubigen mehr Leid widerfährt als Menschen, die so einfach in den Tag leben, Parties feiern und Gott nicht kennen bzw. meinen, ohne Gott leben zu können... so ist mir schon mehrfach aufgefallen, daß Menschen, die ohne Gott leben, wunderbare Lebenspartner bekommen, ihren Traumjob finden, gesund sind etc.“ Ihrer Auffassung zufolge liegt es wohl daran, daß dieser Mensch nicht häufig genug in der Messe war und nicht genügend gebetet hat. Das glauben sie doch wohl selbst nicht!

Nichts für ungut; seien Sie freundlich begrüßt, Gottes Segen

Ihr P. Hans Peters SVD

Literaturdienst

Paul M. Zulehner/Anna Hennersperger: „Sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40,31). **Priester in heutiger Kultur. Ergebnisse zur Studie Priester 2000.** Schwabenverlag. Ostfildern 2001. 164 S.; 10,50 EUR.

Paul M. Zulehner: **Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie Priester 2000.** Schwabenverlag. Ostfildern 2001. 478 S.; 25,00 EUR.

Unter dem Titel „Priester im Modernisierungsstress“ veröffentlichte Paul M. Zulehner im Jahr 2001 den Forschungsbericht des von ihm geleiteten mehrjährigen Projekts „Priester 2000“ (zit. „Forschungsbericht“), zu dem 2500 Priester in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Polen und Kroatien und 300 Priesteramtskandidaten aus Deutschland und Österreich befragt wurden. Im gleichen Jahr brachte Zulehner zusammen mit Anna Hennersperger unter dem weitaus positiver klingenden Titel „Sie gehen und werden nicht matt“ eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Studie heraus (zit. „Ergebnisse“). Die Forschungsergebnisse werden hier „spielerisch präsentiert – und das ohne jegliche Zahlen“ (Ergebnisse, 10).

Der Themenkatalog des 478 Seiten starken „Forschungsberichts“ umfasst alle relevanten Priester-Fragen, theologische, pastorale und persönliche, von Amtstheologie, Gemeindebezug, Vernetzung, Aufgabenverteilung und Kooperation, Diakonie und Gesellschaftsbezug, Leitungskompetenz und Konfliktfähigkeit, Frauenordination, bis zu Zölibat, Spiritualität und Berufszufriedenheit. Zwei Zusammenfassungen sind gleich an den Anfang gestellt, und nach jedem Kapitel werden die jeweiligen Ergebnisse noch einmal in Thesen (insgesamt 100) gebündelt. Das erleichtert das naturgemäß mühsame Studium der Statistiken und Schaubilder.

Die unter dem Titel „Sie gehen und werden nicht matt“ zusammengefassten Ergebnisse der Studie referieren freilich nicht alle Auswertungen des „Forschungsberichts“, aber sie geben schwerpunktmäßig ohne entstellende Verkürzungen das Wesentliche wieder, und zwar in gefälliger, gut lesbarer, bisweilen spannender Weise. Wer sich dem Studium des „Forschungsberichts“ widmen will, dem sei vorweg die Lektüre der „Ergebnisse“ empfohlen.

Ein unerwartetes Ergebnis der Umfrage ist die Tatsache, dass Priester „trotz aller Belastungen und Mehrarbeit eine erstaunlich zufriedene Berufsgruppe“ sind (Ergebnisse, 9). Ebenso zählt es zu den „empirischen Überraschungen, dass Akzeptanz und Wertschätzung der ehelosen

Lebensform unter den befragten Priestern beachtlich hoch sind“ (Ergebnisse, 113). Beklagt wird von den Befragten allerdings die mangelnde Akzeptanz des Zölibats in Gesellschaft und Kirchenvolk (Ergebnisse, 116). Wer solche Formulierungen in den zusammenfassenden „Ergebnissen“ liest, den reizt es, im umfassenden „Forschungsbericht“ die genauen Statistiken und Schaubilder zu studieren. Erstaunlich positiver als vermutet ist auch die praktizierte Spiritualität der Priester (Ergebnisse, 102 ff).

Als „Herzstück“ (Forschungsbericht, 73) der Studie gilt das subjektive Amtsverständnis der Befragten, aus dem eine Typologie entwickelt wird. Der *weltabgewandte zeitlose Kleriker* hat ein christomonistisches Amtsverständnis und verwirklicht am ehesten das Bild des „*pastor bonus*“. Der *weltzugewandte zeitoffene Gottesmann* hat ein pontifikales, der *weltgewandte zeitnahe Kirchenmann* als „Pastoralprofi“ ein „vokatives“ und der weltverwandte zeitgemäße Gemeindeführer, der sich vor allem als Bruder versteht, ein funktional-ekklasiales Amtsverständnis. Die detaillierte Ausfaltung dieser vier Typen von Amtsverständnissen nimmt sowohl im „Forschungsbericht“ selbst als auch in den „Ergebnissen der Studie“ einen breiten Raum ein und war bald nach erstem Bekanntwerden der Forschungsergebnisse, z. B. durch „*Stimmen der Zeit*“ (Juli 2001), Gesprächsthema in vielen Priester- und Seminaristenkreisen. Man ordnete sich selbst und andere einem bestimmten Typus zu.

So notwendig typisierende Bündelungen in Forschungsauswertungen auch sein mögen, so problematisch sind sie auch oft. Es ließen sich aus dem vorliegenden Material durchaus auch andere Typen erstellen. Die Faszination der dargestellten Priestertypen könnte den Leser hindern, die mitunter viel interessanteren Einzelergebnisse der Befragungen zu würdigen. Die Zuordnung bestimmter Konzilien zu den vier Typen (z. B. Ergebnisse, 62 ff) wirkt etwas gewaltsam. Der Harmonisierungsversuch im Nachwort der „Ergebnisse“ (163 ff) stellt alle vier Typen mehr oder weniger als gleichgültig und wichtig dar und entschärft ein wenig die besonders im „Forschungsbericht“ angestellten kritischen Analysen.

Alles in allem sind der „Forschungsbericht“ und die „Ergebnisse der Studie“ trotz und gerade wegen des Booms an Priesterbüchern nützliche und notwendige Veröffentlichungen, die für eine nüchterne und realistische Diskussion um Priester und Priesternachwuchs hilfreicher sein könnten, als manche meinungsmachenden, aber empirisch nicht belegten Beiträge der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit (z. B. Drewermann). Wenigstens die Lektüre der „Ergebnisse der Studie“ sei jedem Priester und Priesteramtskandidaten empfohlen.

Walter Kalesse

Sebastian Ristow: Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes mit Beiträgen von Lothar Bakker und Dorothea Hochkirchen = Studien zum Kölner Dom 9. Verlag Kölner Dom, Köln 2002. 620 S.; 102,- EUR.

Es mag erstaunen, im Pastoralblatt eine Besprechung zu einem nicht preiswerten archäologischen Fachbuch zu finden, doch sollten zumindest an der Kölner Kirchengeschichte Interessierte über die wichtigen Ergebnisse dieses Buches informiert werden. Sebastian Ristow legt die lang erwartete (vgl. Pastoralblatt 49 [1997] 30f) umfassende Edition zu den spätantiken und frühmittelalterlichen Sachquellen der Ausgrabungen unter dem Kölner Dom vor. Einer Beschreibung der Bauabfolge und ihrer Deutung folgt ein ausführlicher Katalog der Befunde. Die Aufarbeitung jahrzehntelanger archäologischer Ausgrabungen haben zum Teil erhebliche Änderungen der bisherigen Vorstellungen von den frühen Kirchen unter dem Kölner Dom ergeben. Entgegen früheren Vermutungen ist die römische Kirche weiter östlich, näher zum Baptisterium, zu suchen. Hinweise für einen spätantiken Apsidenbau 1 von etwa 25 m Länge aus dem späten 4. oder dem 5. Jh. bieten ein Estrich und wenige spätantike Mauern. Auch von Bau 2 des 5. Jh. sind hauptsächlich der Estrich und einige Mauern einer Binnengliederung erhalten. Im mittleren Drittel des 6. Jh. wurden reich ausgestattete fränkische Plattengräber in diesen Bau und nicht in eine bisher rekonstruierte Grabkapelle eingebracht. Mit Bau 3a aus der 2. Hälfte des 6. Jh. ist zum ersten Mal eine kirchliche Funktion unter dem Kölner Dom sicher nachzuweisen. Liturgische Einbauten wie eine Abteilung des Presbyteriums vom Kirchenschiff und eine schlüsselförmige Amboanlage beweisen dies. Zu diesem fränkischen Kirchenbau korrespondiert eine östlich gelegene oktagonale Taufpiscina innerhalb eines rechteckigen Baptisteriums. Möglicherweise noch gegen Ende des 6. Jh. oder etwas später wurde der Kirchenbau 3a durch Einziehung eines Bodens neu ausgestattet (Bau 3b). Zu dieser Zeit erhielt auch das Baptisterium eine unregelmäßige kreuzförmige Gestalt. In merowingischer (7./8. Jahrhundert: Bau 3c) und karolingischer Zeit (Bau 3d) wurde die Kirche nochmals umgebaut. Sebastian Ristow und allen an der Domgrabung Beteiligten ist für die Publikation dieses Teils der Domgrabung zu danken. Sie bildet eine wichtige Grundlage für die Erforschung der Frühgeschichte der Kölner Kirche und ermöglicht weitere gezielte Forschungen und Nachgrabungen unter der Domkirche.

Bernhard Domagalski

Gisbert Greshake: Spiritualität der Wüste. Tyrolia-Verlag, Innsbruck/Wien 2002. 205 S.; 21, 90 EUR.

„Wüste“ ist ein Urwort der Gottesoffenbarung, des Glaubens, des geistlichen Lebens. Geographisch stellt man sich gewöhnlich darunter nur Sand, Hitze und Trockenheit vor. Aber die Wirklichkeit ist voller Gegensätze: Hitze und Kälte, Sturm und Stille, Felsen und Treibsand, Leben und Tod. Und so spiegelt die Wüste zugleich die abgründigen Gegensätze und Spannungen des Lebens, auch des geistlichen Lebens wider. Ihre Erfahrung duldet keine Ablenkung und Zerstreuung. Sie konfrontiert den Menschen mit der Unausweichlichkeit einer letzten Entscheidung:

Gisbert Greshake ist ein Freund der Wüste. Er hat seit dreißig Jahren immer wieder mit Gefährten Reisen in die verschiedensten Wüsten der Welt unternommen, Erfahrungen gesammelt und zu einer Spiritualität der Wüste verarbeitet. 1979 hat er schon in einem kleinen Buch „Die Wüste bestehen“ (Herder) darüber berichtet. In dem neuen Buch legt er eine Geschichte der Theologie und der geistlichen Lebenswelt der Wüste vor, unterlegt mit persönlichen Erlebnisberichten. Die Kapitel behandeln

1. Wüste in der Heiligen Schrift, 2. Die Spiritualität der Wüstenväter (und ihrer Nachfolger bis zu Franz von Assisi), 3. Die Wüste in der Deutschen Mystik, 4. „Elijanische“ Wüstenspiritualität des Karmel, 5. Wüste in der Spiritualität Charles de Foucaulds, 6. Die „naturale“ Wüstenspiritualität der Gegenwart, 7. Kirche in der Wüste. In den beiden letzten Kapiteln geht es also um die Verheutigung, die persönliche und kirchliche Aktualisierung der notwendigen Wüstenprüfung und -bewährung. Der Christ und die Kirche finden sich in der heutigen „nachchristlichen“ Gesellschaft ähnlich wie in den ersten Jahrhunderten in einer geistigen „Wüste“ vor, die einen neuen Stil des Lebens erforderlich macht.

Greshake hat nicht etwa vor, die Leser zu Reisen in die Sahara aufzufordern (die faszinierenden bunten Fotos, mit denen das Buch verziert ist, wirken allerdings sehr einladend dazu), sondern „Wüste“ im positiven Sinn des Wortes in der eigenen Lebenswelt zu entdecken und aufzusuchen. Gerade für Christen, die sich aktiv in der heutigen Gesellschaft engagieren, ist es notwendig, im Kontrast das Gleichgewicht zu suchen. Auch Jesus suchte die Wüste und die Einsamkeit der Berge auf, um zu beten, um im Heiligen Geist dem Vater zu begegnen. Wir haben die gleiche Chance.

Hermann-Josef Lauter OFM

Unter uns

SAMENKORN

es
verschwindet
im
Wind

das
Kind

wie
geworfelte
Spreu

fasste
es
nicht

als
Senfkorn

und
keimte
in
DIR

nicht
mehr

und

weniger
nicht

ist
göttliches
Freien

um

DICH



Markus Roentgen

Stehen oder nicht stehen

Ein stotternder Pfarrer beginnt nach dem Evangelium seine Predigt: „W... w... wir stehen...“. Das Volk, das sich gewohnheitsmäßig gesetzt hatte, steht wieder auf. Dem Pfarrer gelingt es unterdessen, seinen Eingangssatz zu beenden: „... im Advent.“

Dr. Gunther Fleischer, Köln

Krippenzwilling

Jens steht staunend vor der Krippe. „Jesus ist geboren“, sagt Mama und zeigt auf den Stall. „Ja“, sagt Oma, „Christus ist geboren!“ Jens: „Sind denn beide an Weihnachten geboren?“

Dechant Michael Haupt, Bergneustadt

Dank und Willkommen

Am Ende des letzten Heftes 2002 danke ich Herrn Pfarrer Dr. Ernst Pulsfort aus Berlin für seine Meditationen, mit denen er uns durch das zu Ende gehende Jahr begleitet hat. Sie regten gleichermaßen zum Nachdenken wie auch zum gelegentlichen Widerspruch an.

Für das neue Jahr heiße ich Herrn Pfarrer Kurt Josef Wecker als Verfasser der Meditationen willkommen. Er war mehrere Jahre in der Priesterausbildung tätig, ist ausgebildeter Homeletiker und seit kurzem Pfarrer in Heimbach im Bistum Aachen.

Dr. Gunther Fleischer, Köln